This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

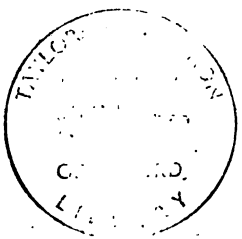
A VII c 193,
1/3 DL 4833
Vet. Ger. III A. 8

RUDOLF
von der Linden

Dritter Theil.

Freiberg
in der Craziſchen Buchhandlung
1802.

Freiherrl. von Romberg'sche
Bibliothek



Erſtes Kapitel.

„So tritt das Schickſal ſelbſt meinem heißeſten Verlangen in den Weg, nachdem es mir mit ſeiner Erfüllung aufs ſüßeſte geſchmeichelt hat!“ ſagte Rudolf, erbittert über das, was mit ihm vorgegangen war. „Zum zweiten Male! Und Antoniens Geſtalt allezeit dabei! Was muß ich wohl ſeyn, wenn das Heilige ſelbſt auserſehen iſt, ſich meinem Glücke entgegen zu ſtellen?“

In dieſem Augenblicke ſtand ſein Oreſt, den er in Florenz ſehr un-

gern einem Käufer überlassen hatte, so unverrückt vor seinem Geiste, daß Rudolf erst einer vollständigen Rechtfertigung, ehe sich selbst bewußte, ehe die schreienden Farben und das Leichengewand der Mutter seine düstern Augen wieder verließen.

Seine Gefangenschaft war übrigens räthselhaft genug. Acht Tage lang geschah nichts gegen ihn, als daß man seine Sachen durchsuchte, und ihm die Brieftasche abnahm. Unverhört übergab ihn eine Wache der andern, ob er sich schon mehr als einmal auf den Grafen Leonardo Morina berufen hatte.

Eines Tages, wie er eben am Fenster stand, und in den blauen

Himmel so hineinsah, als ob er sich aus ihm sein Geschick enträthseln müsse, vernahm er von einer bekannten Stimme die Worte: „Rudolf! ists möglich, Du hier, und, wie es scheint, nicht freiwillig?“

Alfonso war es.

„Tief in Deutschland hätte ich Dich gesucht,“ fuhr er fort, „wohin Du mich mitzunehmen vergessen, erinnerst Du Dich dessen wohl noch? Das beunruhige Dich jedoch weiter nicht; denn ich habe keine Ursache Dir Deiner Vergeßlichkeit wegen böse zu seyn. Wo man vergnügt lebt, ist gleichgültig, wenn das Vergnügen nur statt findet, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich seither ein

durchaus vergnügtes Leben geführt habe.“

Während der Zeit hatten sich einige Mann Wache in die Nähe gestellt, die den Alfonso jezt fragten, ob er Erlaubnis zu diesem Gespräche habe?

„O,“ rief Alfonso, „die sollte mir nicht fehlen, wenn auch euer Offizier keine geben möchte.“

Er ging hierauf zu diesem, in dem er einen Bekannten antraf, der ihn ohne Schwierigkeiten zu Rudolfen hineinführte.

„Armer Gefangener!“ redete ihn Alfonso lachend an. „Beruhige Dich indessen nur. Sobald Deine Verge-

hung ſich einigermaßen entſchuldigen läßt, bürge ich Dir für ſchleunige Freiheit.“

Rudolf konnte ſich über ſeinen Freund nicht genug verwundern. Alfonſo war es, und doch alles ſo anders an ihm! Alles leichter und beweglicher, ſelbſt ſeine Stimme. Sogar die Kleidung, worauf er ſonſt niemals viel gehalten hatte, überaus modiſch und zierlich, und gleichwohl dieſe Veränderungen ihm ſo eigenthümlich, als ob ſie zu ſeinem angebornen Zuſtande gehörten.

„Du hältſt Dich ja ganz fremd gegen mich, Rudolf,“ ſprach Alfonſo. „Ein andrer Menſch bin ich freilich geworden, ſelbſt in der Kunſt. Allein

in der Freundſchaft bin ich der Alte geblieben!« Hiermit umarmte er ſeinen Freund und ſagte: „Bevor wir jedoch unſre Herzen einander aufſchließen, das Nöthigſte, die Urſache Deiner Gefangenſchaft!«

Auf Rudolfs Antwort, daß ſie ihm gänzlich unbekannt wäre, verſprach ihm Alfonſo ein Verhör, ging fort und kam endlich mit der Nachricht wieder, daß anfangs niemand von ihm und der Veranlaſſung zu ſeiner Verhaftung gewußt, dann aber ſich gefunden habe, daß ſein Reiſegefährte, ein gewiſſer Solano, ſchuld daran ſey. Dieſer ſolle zu tief in die Verrätherei gegen das königliche Haus verflochten geweſen ſeyn, um der Amneſtie für die Revolutionsverbrechen genießen zu

dürfen. Seine Freunde möchten indeſſen wohl ihn und eine Frau, welche bei ihm geweſen, ſogleich bei ſeiner Ankunft davon benachrichtigt und ihnen zur Flucht ſo hülfreiche Hand geleiſtet haben, daß von beiden am Morgen drauf nichts entdeckt worden wäre. Auf die Ausſage ihres Vetturins, daß noch einer, ein gewiſſer Herr von der Linden, mit ihnen gekommen, und im Gaſthofe abgetreten, würde Rudolfs Arretirung wahrſcheinlich erfolgt ſeyn.

„Du biſt,“ ſetzte Alfonſo hinzu, „doch wohl weiter in keiner Verbindung mit dieſen Leuten, und ſollſt daher auch noch heute abgefertigt werden, wenn Du Dich zu einem Verhör entſchließeſt. Wo nicht, ſo

wird Deine Befreiung bis morgen anstehen müssen.“

Rudolf zog natürlich das erste vor, und fand, daß ihm Alfonso keine vergebliche Hoffnung gemacht hatte. In einer Stunde schon saß er in seines Freundes Wohnung und freute sich beim Durchsuchen der zurückehaltenen Papiere, daß er nicht um ein einziges gekommen war.

„Nun, wie gefällt Dir meine hiesige Einrichtung, Rudolf?“ fragte Alfonso, wie jener über die Pracht, welche ihm ins Auge fiel, sein Erstaunen zeigte.

„Du bist,“ erwiederte Rudolf, „wie ich sehe, ein vornehmer Mann

geworden, Alfonſo, und ganz das Gegenbild von ehemals, wie Du einen Ruhm darein ſetzteſt, manche Bequemlichkeit zu entbehren.“

„Ja, ja,“ lachte Alfonſo, „ich erinnere mich noch, ich hatte mich damals ins Einfache geworfen. Jetzt iſt das anders geworden, da mich eine reiche Erbſchaft in Stand ſetzt, auch ein reicheres Leben zu führen.“

„Eine ſo gänzliche Umwälzung aber in Dir hätte ich doch nicht vermuthen mögen!“

„Was können Verbindungen nicht bewirken!“ antwortete Alfonſo. „Schon in Rom lebte ich die letzte Zeit über durchaus anders, und da-

mit ging es so zu. Es ließ sich nämlich dort eine vornehme Fremde von mir malen, welche mich anfänglich kalt, und ziemlich so behandelte, wie die meisten unserer Kunst sich leider behandeln lassen. Die Geringschätzung mit der ich ihr das vergalt, war zu auffallend, um von ihr übersehen werden zu können, und flößte ihr eine merkbare Scheu vor mir ein. Sie suchte mir hierauf mit allerlei Höflichkeiten und Galanterien über meine Arbeit beizukommen, so, daß ich mir außerordentliche Gewalt thun mußte, wenn ich gegen diese überaus reizende Frau meinen Entschluß, von solchem Betragen nicht abzugehen, bis ans Ende behaupten wollte.

Es gelang mir, und das Bild

war fertig. Ohnerachtet ich keine gemeine Summe dafür forderte, erhielt ich sie doch gedoppelt, und von vielen Artigkeiten begleitet. Die Hälfte des Geldes gab ich sogleich zurück, mit der Bemerkung, daß ich alles, was meine Forderung überstiege, für geschenkt betrachten müsse, Geschenke aber nicht anzunehmen pflege. Weit lieber wolle ich auf alle Belohnung Verzicht thun, und ihr das Portrait als einen Beweis meiner Achtung vor ihrer Schönheit überlassen. Sie äußerte viel Empfindlichkeit indem sie mich verließ, doch erhielt ich noch an demselben Tage ein Billet von ihr, in dem sie sich aufs bitterste über mich beschwerte, und mich fragte, warum ich sie so beleidigen könnte? Aufrichtig wie ihr

re Frage war meine Antwort. Es entstand hierauf ein Briefwechsel, der bald durch Zusammenkünfte in ihrer Wohnung unterbrochen wurde. Meine Neigung zur Schwärmerei zog sie näher an mich. Die frommen Aeußerungen, welche sie von mir hörte, gefielen ihr, vielleicht der Neuheit wegen. Sie eignete sich solche an. Doch sanken wir beide bald aus unserer Höhe in die genußreiche Welt zurück.“

„Darin scheinst Du auch seitdem geblieben zu seyn, Alfonso,“ fiel Rudolf ein.

„Und werde es, so Gott will, bis an mein seliges Ende. Wofür wäre denn die Welt da, wenn man

nicht in ihr Leben wollte? Weltlich hier und geistlich — dort meinetwegen.“

Der widrige Leichtsinn, womit Alfonso dieß alles vortrug, vollendete die Wirkung, welche die Reden selbst in Rudolfen hervorbrachten.

„Und Du wärst im Ernst der vorige geblieben?“ fragte Alfonso, die Betroffenheit seines Freundes bemerkend. Das nenne ich die wahre Haltbarkeit eines deutschen Charakters, uns feurigen Italienern muß selten eigen, und ich bin überzeugt, daß ich weit länger schon von dem frommen Wesen abgekommen seyn würde, wenn mich nicht eine Kränklichkeit (die ich indessen nunmehr glücklich überwunden) darin festgehal-

ten hätte. Es traf freilich noch mehr zusammen. Erst der lächerliche, tiefe Eindruck, den die Frau in Neapel auf mich gemacht, und dann das Bestreben einen höhern Gang als andre zu nehmen, da mir dieser Gang im Irrdischen damals noch verschlossen war. Jezt ist meine Gesundheit, meine Liebe, und mein Verhältniß zu der Welt nicht mehr so, daß ich bei den alten Chimären stehen bleiben möchte. Und sogar Du, dessen Umgang doch ebenfalls viel beitrug mich der Bigotterie zu erhalten, würdest jezt vergebens an meiner Bekehrung arbeiten. Was Dir aber an mir nicht gelingen würde, laß mich an Dir versuchen. Du sollst mir auch gewiß aus Deinen trübseligen Gedanken so gut heraus, als ich. Ich

werde nicht eher ruhen. In der Kunst ebenfalls wird auf dem Wege nichts ausgerichtet. Das Ueberspannte paßt nun Einmal nicht in's Leben, und glänzt auch nicht einmal, wenn man's in der Nähe betrachtet. Nur von weitem hat es einen blendenden Schimmer, der aber der Mühe nicht lohnt, sich ihn zu erwerben."

Zweites Kapitel.

Rudolfen traten Thränen in die Augen, wie er das Gemüth, welches er ſonſt immer für reich und unergründlich geachtet hatte, in ſeiner ganzen Armuth und Plattheit vor ſich ausgebreitet ſah. Auf dieſen Alfons hatte er ſich ſo innig gefreut, ihm hatte er ſeine ganze Seele recht vom Grunde ausſprechen, und ihn deshalb überall aufſuchen wollen, und nun fand er ihn, ungeſucht, fand aber auch zugleich, daß er des Suchens gar nicht werth geweſen wäre. Er bemühte ſich indeſſen die

Empörung ſeines getäuſchten Herzens zum Schweigen zu bringen, und ſeiner Mienen einigermaſen Meiſter zu werden, hörte auch mit ſcheinbarem Antheil die Nachrichten, die ihm Alfonſo, über ſein Leben mit jener Frau gab, die ſich jezt in ** aufhielt und der zu Liebe er Rom verlaſſen hatte.

Am meiſten intereſſirte Rudolfen Alfonſo's Anſehen bei mehrern Groſſen, wovon ſeine Eitelkeit aber ſo wenig ermüdete fortzuſprechen, daß der erſtere lange warten mußte, ehe er die Frage nach Leonardo einzuſchieben vermochte. Als ihm dieſes endlich gelungen war, antwortete Alfonſo: „Ich kenne ihn ſehr genau, habe auch das Bild bei ihm geſehen, das ich

vormals mit ſo großer Begierde zu malen verſuchte. Sonderbar genug iſt es durch den Tod ſeines Bruders wieder in Leonardo's Hände gerathen. Du weißt aber wohl noch gar nicht, daß der Graf Morina, und wie er ſein Leben in dieſer Stadt eingebüßt hat?“

Rudolf gab hierauf zu erkennen, daß es ihm bekannt ſey, und Alfonſo fuhr lachend fort:

„Das Gerücht ſorgt doch immer dafür, daß man zu ſpät kommt mit jeder angenehmen Nachricht; angenehm für Dich, meine ich, wegen der jungen Wittwe. Denn Deine idealiſche Liebe in Deutſchland hat doch wohl nunmehr längſt ein Ende ge-

nommen, wie alle dergleichen Thorheiten mit der Zeit; nicht? Antworte mir doch, Rudolf? Doch, was frage ich erst, es ist ja beinahe klar, daß Du nur Valeriens wegen wieder nach Italien gekommen bist. Aber hier wenigstens wirst Du sie nicht antreffen, guter Freund. — Nun, nun, mache mir nur kein so häßliches Gesicht, lieber Alter! Meine Puppe wäre freilich diese Valeria auch nicht; ein Spaß wird mir aber doch noch mit Dir vergönnet seyn! Wieder auf das Portrait zu kommen, worein ich sonst so thöricht verliebt war. An ihm habe ich recht wahrgenommen, wie klein der Schritt von der Vernunft zur Tollheit ist, und was für große Eindrücke ein ganz gewöhnliches Gesicht in excentrischen

Augenblicken hervorzubringen vermag, zumal wenn man ihm einen Heiligenschein andichtet. Blos um mir dieses immer recht anschaulich zu erhalten, habe ich eine Kopie ins Große von dem Bilde gemacht.“

Rudolf sah sich hierauf in dem Zimmer um, aber Alfonso sagte: „in der Nebenstube, und wenn Sie noch etwas daran liegt, so will ich Sie gern ein Geschenk damit machen.“

„Hier!“ fuhr Alfonso fort, und öffnete die Seitenthür aufgemacht hatte.

Rudolf blieb lange Zeit vor dem Gemälde stehen. Denn so sehr ihn auch die Manier, in der es gemalt war, zurückstieß, eben so sehr zog

ihn die dargeſtellte Perſon an, und den Gedanke an das zarte Kind auf ihrem Arme. Mit dem Alfonſo mochte er jedoch davon nicht ſprechen, ſo wenig, als darauf hören, was dieſer zu ihm ſagte. Da er indeſſen doch etwas äußern mußte, ſo wandte er ſich endlich mit den Worten zu ihm: „Dieſe Bilder hier herum ſind alſo ſämtlich von Dir gemalt? Die hätte ich nimmermehr für Deine Arbeit gehalten. Wie in allem, hat Du auch hierin einen andern Weg eingeſchlagen.“

„Der Dir nicht gefällt, wie ich erwarten konnte,“ fiel Alfonſo ein, „und Du wirſt mir's um ſo übler nehmen, da mich mein Vermögen von den Rückſichten auf die Mode, welche

der ärmere Künstler um seiner Existenz willen zu nehmen hat, vollkommen freisprechen könnte. Aber wie, wenn ich nun neuerlich die Mode und die Kunst für ein Paar unzertrennliche Schwestern hielte? Das würde Dir misfallen, ich sehe es an Deiner Miene. Aber es ist dennoch so. Ueberhaupt gehört ein Einsiedlerleben und die damit verbundene falsche Ansicht der Dinge dazu, um von der Kunst die hohe Meinung zu behalten, mit der wir uns vor einigen Jahren so glücklich wußten. Gewährt doch die ganze Kunst keinen reellen Nutzen, und bleibt im Grunde nichts als eine Spielerei, und ist denn nicht die Mode für Spielereien ganz vorzüglich geschaffen? Will sich daher die Kunst nur einigermasen in Ansehen erhalten,

so muß sie mit der Mode Hand in Hand gehen, ja ihr sogar den Platz zur Rechten überlassen. Betrachte nur die Bilder der sogenannten guten Periode unbefangen; unbefangen, wiederhole ich, und Du siehst die Steifheit jener Zeit, das Schwere und die ganz absurden Kleidertrachten in ihnen, wie Du in den neuern Künstlern ein Streben nach dem Ungenirten, Leichten und Anmuthigen in Kleidung und Anstande wahrnimmst, das dem Leben in unsern Tagen eigen ist, von dem doch die Kunst nichts weiter, als eine arme Kopistin vorstellen kann. Wie alle Bildung in den Häusern der Großen erwächst, so auch das Urtheil über Kunstwerke, die auch eigentlich nur für sie gearbeitet werden. Nach die-

ſen Häuſern ſollte ein jeder Künſtler, der ſeinen Geſchmack zu bilden Luſt hat, ſeinen Sinn richten, und er würde gewiß bald lernen, was er lernen muß, um der Zeit, in der er lebt, Ehre zu machen. In dieſe Schule will ich Dich auch gewiß noch bringen.

In ſolchem Tone und beinahe mit denſelben Worten ſprach Alfonſo noch lange fort. Rudolf ſtand in ſich verſunken da, betrachtete bald ihn, bald ſeine Bilder, und trauerte über ſich ſelbſt, daß er je einen großen Gedanken mit dieſem Menſchen theilen, daß er jemals an ihn hatte glauben können. Jetzt war er erſt über manches ins Klare gekommen, was ihm vormals Mißlaut in Alfonſo's ver-

meintlich großem Charakter geschienen hatte. Selbst Alfonso's ewiges zweckloses Schimpfen auf das Gemeine, wovon hatte das wohl hergerührt, als von dem Bewußtseyn seiner eignen Gemeinheit, das er wenigstens von andern entfernt halten wollte, so unbekannt sich solches ihm auch aufdringen mochte?

Rudolf verlor übrigens über Alfonso's Reden und über seine Bilder nicht eine Silbe, erkannte auch eigentlich darüber gar nichts sagen, da er die einen so wenig als die andern im Zusammenhange verstand, da ihm alles, was er hörte und sah, im reinen Gepränge der Tollheit erschien.

Drittes Kapitel.

Um nur von den Bildern wegzukommen, wandte ſich Rudolf in das erſte Zimmer zurück.

„Du kennſt alſo den Grafen Morina?“ ſagte er. „Ich möchte wohl mit ihm ſprechen.“

„Dazu“ erwiederte Alfonſo, „kann ich Dir ſehr leicht verhelfen, und will es auch, ob ich es ſchon eigentlich nicht ſollte. Denn das iſt eben auch einer voller Hirngeſpinnſte und Thorheiten, an dem Du kein gutes Mu-

ſter finden wirſt. Ein wunderlicher Mann, der ſeinen Jahren nach, wohl endlich mit der Welt leben lernen könnte! aber nein, noch immer gewöhnt er ſich nicht an die mißliche Lage des Königreichs, die doch der König ſelbſt ſich gefallen laſſen mußte. Er ſoll viel dagegen gearbeitet haben, und jezt über die Aufopferungen, welche der Friede koſtet, ganz troſtlos ſeyn, auch flüſtert man hier und da, daß er nur noch auf ſchwachen Füßen ſtehe. So viel iſt ausgemacht, öffentlich zeigt er ſich faſt niemals mehr, auch hat er, ein ſehr ſonderbarer Zug, die Uniform mit einem ſchwarzen Kleide vertauſcht. Ein alter Mönch, der bei ihm lebt, und ihn von Jugend auf gekannt haben ſoll, mag vieles zu dieſen Thorheiten beitragen.“

„Ein Mönch?“ fragte Rudolf den mit Blitzesschnelle die Ahnung befiel, daß das wohl Pater Johannes seyn könne.

„Ja,“ sprach Alfonso weiter. „Es muß wirklich eine ganz besondre Bewandnis mit diesem Mönch haben. Er und noch einer wurden vor einiger Zeit von ihrem Kloster in Rom an ein hiesiges, mit einem wichtigen Auftrage, sagt man, geschickt. Das römische Kloster hätte freilich an seiner Statt einen andern wählen sollen, da zu einer solchen Wanderung Kräfte gehören, die einem Greise, wie dieser ist, kaum zuzutrauen sind. Es war indessen auf seine eigne Bitte geschehen, er wollte, hatte er gemeint, noch eine Wallfahrt nach seiner Vaterstadt

anſtellen, und der Ruf eines klugen Mannes in dem er ſtand, war dienlich ſich geweſen, ſeine Bitte zu unterſtützen. Er vollbrachte auch die Reiſe glücklich, doch ging in dem kriegeriſchen Leben der Zweck, den man mit ihm hatte, ziemlich verloren. Eine geheime Nebenabſicht, den Grafen Leonardo Morina zu ſprechen, verfehlte er ebenfalls. Denn der Graf hatte ſich damals grade aus dem Lande entfernt. Auf einem Spaziergange in der Gegend von Ch** wohin er eines Tages mit ſeinem Gefährten gegangen war, entfernt ſich dieſer nur auf kurze Zeit von ihm, um die Gegend ein wenig zu durchſtreifen, wozu dem Alten die Kräfte abgehen. Der Leztere dagegen ſetzt ſich mit einer Schrift, welche er bei ſich trägt, an

einen einſamen Ort, um darin zu leſen. Franzöſiſche Soldaten, die in der Gegend herumſchwärmen, kommen dazu. Sie entreißen ihm das Buch, und darüber wird der thörige Alte ſo krank, daß er die Rückreiſe nach Rom aufſchieben muß. Graf Leonardo, der bei ſeiner bald darauf erfolgten Zurückkunft von ihm hört, ſucht ihn in dem Kloſter auf, wo er verpflegt wurde, und wirkt ſich vom Abte die Erlaubnis aus, ihn in ſein Haus hierher zu nehmen und bis zur völligen Herſtellung hier zu behalten. Daſelbſt iſt er denn auch noch immer, und von dem Grafen mit einer Verehrung behandelt worüber hier und da ſtark geſpöttelt wird. Der Verluſt des Buchs ſoll noch ſein ſteter Jammer ſeyn, und der Graf hat demjeni-

[illegible]

Ein neues Licht ging jezt in Rudolfs düsterm Herzen auf, seine Ahnung, daß der Alte Pater Johannes seyn möge, befestigte sich immer mehr in ihm, und die Aussicht auf nahe Bekanntschaft mit diesem sowohl als mit Leonardo, gaben ihm Kraft sein Ziel wieder ins Auge zu fassen, von welchem ihn die trostlose Entfaltung der Niedrigkeit seines Freundes zeither zurückgehalten hatte. Das dumpfe Stillstehen seines Strebens hörte auf. Die weggeworfene Freundschaft quälte seinen Stolz nicht länger; er sah ein, daß er einen andern Gesichtspunkt für Alfonso wählen müsse, und glaubte

dem richtigen gefunden zu haben, wenn er ihn als Sache betrachtet, der er vielleicht diese und jene Erleichterung verdanken könnte.

Viertes Kapitel.

Rudolf wurde von Alfonso in Leonardo's Haus gebracht. Er konnte sich schon bei Betretung der Schwelle eines Schauers nicht erwehren, und noch weniger, wie er in ein Zimmer kam, wo mehrere schöne Gemälde hingen, und welches er für dasjenige, in dem Antonia zum letzten Male mit Leonardo zusammen gewesen war, würde gehalten haben, wenn er nicht die Madonna darinnen vergebens gesucht hätte.

Während Rudolf nicht unterlassen konnte, eins und das andre der Ge-

mälde zu betrachten, ſagte Alfonſo: „Ja, und das beſte von allen Bildern in dieſem Zimmer vermiſſe ich doch. Ein Muttergottesbild war es, das Dir ſchon ſeines Alters wegen beſondre Freude gemacht haben würde. Es hing an der Stelle des ſchlechten Bildes hier, das wohl nur da iſt, den leeren Platz auszufüllen. Das muß etwas zu bedeuten haben, denn der Graf hielt immer viel auf jenes alte Gemälde. Ueberhaupt bringt mich die Aengſtigkeit der Leute, die dort räumen und einpacken, auf ſonderbare Muthmaſungen.“

Sie gingen hierauf zu den Dienern hin, die in entfernten, offenſtehenden Zimmern ſich befanden, die beiden Fremden aber bisher noch nicht be-

merkt hatten. Es herrschte ein sicht-barer Mismuth auf den Gesichtern der Leute, die ihnen von des Grafen Abwesenheit sagten.

„Also gar niemand Vertrautes von ihm hier?“ fragte der niedergeschlagene Rudolf, und sie zeigten auf einen Alten, der so eben zur Seitenthüre hereintrat. „Johannes!“ sprach Rudolf zu sich selbst, und die Züge des Alten gaben seiner Ahnung die Gewalt der ausgemachtesten Sache.

Der Alte trat ihm freundlich entgegen, faßte ihn dann, wie er dicht vor ihm stand, noch einmal ins Gesicht, und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Seyn Sie mir willkom-

men, mein Lieber! Sie sind doch der Herr von den Linden?“

Rudolf bejahte verwundert.

„Das wußte ich wohl!“ erwiederte der Greis darauf. „Ich kenne Sie auch noch genauer.“

„O und ich verkenne Sie gewiß ebenfalls nicht, wenn ich in Ihnen den ehrwürdigen Amaldi zu erblicken glaube.“

„So hieß mein weltlicher Name,“ antwortete Johannes. „Ich erstaune, daß er Ihnen bekannt worden ist. Sie sind zu einer unruhigen Zeit in dieses Haus gekommen. Graf Leonardo ist verreist, und ich werde ihm, so

Gottwill morgen mit dem Frühesten nachfolgen. Doch kommen Sie gutde noch zur rechten Zeit, um ein Gemälde zu sehen, das Sie schon als Künstler interessiren muß. Dort wird es eben eingepackt. Es war das vermißte Marienbild.

Während Rudolf in dem Anschauen desselben, und der Pater in dem selbigen versunken war, fragte Alfonso einigemal, ob der Graf das Gemälde wohl zum Verkauf mitnähme? Ueber die Störung unwillig gab hierauf der Pater ein kurzes Nein zur Antwort, welches dem Alfonso alle weitere Fragen im voraus hätte beantworten müssen. Er aber kehrte sich daran nicht, sondern sprach: „Nun, wenn es der Graf einmal Willens seyn

sollte, so sagen Sie ihm, daß ich vielleicht mehr dafür gäbe, als jeden Andre.

„Gut!" antwortete der Greis im vorigen Tone des Unwillens, und sagte dann zu Rudolfen: „Es geht mir zuweilen die Kraft zum Sprechen ab, die ich jetzt habe, auch ist die Zeit kurz. Und doch möchte ich noch über manches mit Ihnen reden. Dieser Herr," auf Alfonse deutend, „wird erlauben, daß ich Sie bitte allein auf mein Zimmer zu kommen."

Alfonse entfernte sich hierauf und Rudolf ging mit dem Vater auf dessen Zimmer.

Fünftes Kapitel.

„Sie haben einen gewaltsamen Schritt in Ihrem Vaterlande gethan, mein lieber, Rudolf!“ fing Johannes an, „einen Schritt, den Sie bei reifem Nachdenken gewiß unterlassen hätten. Was Sie unternahmen, haben wir nur der Religion zuzuschreiben. Ist mir doch, und das in spätern Jahren“, hier wandte er seine Augen flehend in die Höhe, „eine ähnliche Uebereilung begegnet, welche der Bosheit leicht hätte dienen können, den Ruf der heiligen Kirche zu

vergiften, deren unwürdiger Diener ich bin.“

Dieſe Erinnerung beugte den Johannes tief, wie ſein Seufzen verrieth. Zugleich fiel ihm nun wieder ein, daß Rudolf ihn vorhin bei ſeinem damaligen Namen genannt hatte, und er fragte ihn, wie er dem erfahren könnte? Hierauf zog der Künſtler, langſam und nicht ohne Beſorgniß wegen des zu erwartenden tiefen Eindrucks, Antonions Handſchrift aus der Taſche. Mit Zittern übergab er ſie dem Greiſe, welcher zuerſt vor Freude gar nicht zu ſprechen vermochte, hernach aber ausrief: „O Bernardo, Leonardo, das ſollſt du noch von mir empfangen, ehe ich zur Ruhe eingehe!“

Nach diesen Worten sank er ermattet auf das Sopha zurück. Die Freude schien alle seine Kräfte genommen zu haben; nur seine Augen glänzten jugendlich. Allmählich jedoch wurden auch diese schwächer. Er durchsah indessen das Manuscript und fragte mit einem Winke, ob er an das Fehlende kam. Doch bewegten sich bei dieser Frage seine Lippen ohne einen Laut von sich zu geben. Jetzt erst merkte Rudolf, daß ihm die Sprache wohl gänzlich vergangen seyn möchte, doch kaum wurde der Greis seine Stummheit hierüber gewahr, so nahm er Bleistift und Papier, und schrieb darauf, daß er deshalb keinen Kummer hegen möge, da ihn diese Sprachlosigkeit schon mehrere Mal plötzlich überfallen und eben so wieder

verlassen habe. Allein das lange Anhalten derselben und des Greises immer zunehmende Entkräftung fingen bald an, nicht nur Rudolfen, sondern auch die herbeigeholten Aerzte zu bekümmern. Der Greis selbst bekam nunmehr das Gefühl einer nahen Auflösung, aber es mischte sich kein Kummer darein, und er schrieb recht getrost auf das Papier: „Vielleicht soll ich doch nicht selbst dem Leonardo die Papiere übergeben, thun Sie es daher, lieber Rudolf, hier sind sie. Sorgen Sie auch dafür, daß die eingepackten Sachen, und vorzüglich die Madonna, welche Sie vorhin gesehen, wohl behalten zu Leonardo gelange. Das Beste wäre, wenn Sie die Reise zu ihm nach Rom selbst machten. Sie fühlen ja wohl ohnedem einen

Drang den Mann kennen zu lernen. Ich werde wohl hier vergehen, ohne meine heiligen Mauern wieder begrüßt zu haben. Des Herrn heiliger Wille geschehe!“

Allein auch die Hand versagte dem Greise in kurzem ihren Dienst. Ihr Zittern verhinderte ihn an verständlichen Zügen, und es blieb ihm nichts, als seine frommen Augen, welche Rudolfen noch gar viel zu sagen zu haben, und sich nur darüber zuweilen zu trüben schienen, daß der ganze Umfang ihrer heiligen Sprache für das Fassungsvermögen eines irdischen Menschen zu groß geworden war.

Rudolf wich nicht von dem Lager des Kranken, der drei Tage und drei

Mächer so verlebte. Noch kurz vor seinem Ende gab der Greis im Beisyn der sämmtlichen Dienerschaft des Grafen Rudolfen die Schlüssel und einen Wink, woraus alle aufs deutlichste sahen, daß sie nun unter seinen Befehlen stünden. An Rudolfs Schulter gelehnt, verschied Pater Johannes.

Durch seinen Tod gerieth Rudolf in ein sonderbares Verhältnis zu den Leuten im Hause. Zwar machte die Auszeichnung mit der ihm der von allen hochverehrte Abgeschiedne begegnet war, daß sie sich insgesamt willig seinen Befehlen unterwarfen. Dennoch glaubte er, weil er diese Menschenart kannte, seinem Ansehen viel zu vergeben, wenn er ihnen

zeigte, daß er so wenig als nichts von dem wisse, was er eigentlich anordnen sollte, weil ihn der Verstorbene darüber gänzlich in Ungewisheit gelassen, oder wenn er Dinge anordnete, die mit dem, was der Selige vielleicht schon befohlen hatte, im gradesten Widerspruch stünden. Durch Behutsamkeit half er sich indessen aus dem Handel, und alles ging aufs beste.

Als die Ueberreste des Paters Johannes in einem benachbarten Kloster aufgenommen waren, wurde die Abreise nach Rom festgesetzt. Mit Geschäften, welche sich auf solche bezogen, brachte Rudolf den ganzen Tag zuvor, ausser dem Hause zu, dabei erkundigte er sich überall

Nächst sie verlehte. Noch kurz vor seinem Ende gab der Geist im Beisyn der sämmtlichen Dienerschaft des Grafen Rudolfen die Schlüssel und einen Wink, woraus alle aufs deutlichste sahen, daß sie nun unter seinen Befehlen stünden. An Rudolfs Schulter gelehnt, verschied Pater Johannes.

Durch seinen Tod gerieth Rudolf in ein sonderbares Verhältnis zu den Leuten im Hause. Zwar machte die Auszeichnung mit der ihn der von allen hochverehrte Abgeschiedene begegnet war, daß sie sich insgesamt willig seinen Befehlen unterwarfen. Dennoch glaubte er, weil er diese Menschenart kannte, seinem Ansehen viel zu vergeben, wenn er ihnen

Sechstes Kapitel.

Das weiche Mondlicht ruhte ſchon auf der herrlichen Sommernacht, als Rudolf nach Hauſe kam, und lud ihn ein ſeinen Weg durch den Garten zu nehmen, der, wie die Diener oft erwähnten, ein Lieblingsort des abweſenden Grafen war. Die hohen Bäume zwiſchen denen er hinging, erſchienen ihm um ſo größer, je ruhiger ſie daſtanden. Wie ewige Säulen kamen ſie ihm vor, welche die Natur ſelbſt einem großen Todten geſetzt hatte. Er ſah ſich in ſeiner Kleinheit neben ihnen wanken und

vergehn, als mit einem Male die Blätter etwas lauter, und wie leiſe Geiſterſtimmen milden Troſt auf ihn herunter flüſterten. Nun fühlte er ſich nicht mehr ſo einſam wie zuvor; Weſen, von Gott geſendet, umſchwebten ihn, und öfneten ſein Herz, damit die Sterne des Himmels ihren freundlichen Glanz hineinwerfen könnten. Jezt war er nicht mehr klein, ſondern größer, als alles um ihn her. Sein Herz dehnte ſich bis zu dem Himmel, oder vielmehr Himmel und Erde lagen vereinigt in ſeinem Herzen. Ihm fehlte nichts als der Untergang eines Lebens, das ſeinem göttlichen Weſen Grenzen zu ſetzen wagte. Daß es Menſchen gäbe, ſchien ihm nun noch wie ein nichtiger Traum vorzuſchweben.

In dieſem Schwunge ſeiner Gefühle hatte er ſich einem Platze genähert, der von Leonardo immer ſein Allerheiligſtes genannt worden war. Hohe Pinien ſchloſſen ihn ein, und gingen wölbend darüber zuſammen. Ein einfacher Stein mit Thränengefäßen verziert, ſtand in der Mitte.

Rudolf ſetzte einen Schritt hinein, und wandte ſein Auge darauf, als er ſchon wieder zurück treten mußte. So vertraut er ſich auch eben mit den ſeligen Geiſtern, die ihn formlos umſchwebten, gefühlt hatte, ſo ſchauerte ihn doch bis ins Mark, da er eine weiße Geſtalt an dem Steine niedergeſunken erblickte. Kaum war indeſſen der Moment des Schreckens vorüber, ſo faßte er ſeine Kraft wieder zuſam-

men, und ging leiſe auf die Erſcheinung zu, die von einem weiblichen Schleier umfloſſen über dem niedergebeugten Haupte die Arme emporhob. Als er noch näher kam ward er ein ſchwarzes Kruzifix gewahr, das zwiſchen ihren gefalteten himmliſchſchönen Händen aufſtieg, und die glänzenden Perlen eines Roſenkranzes, die an den lebenden Marmorarmen herunterhingen; auch ſah er, wie auf dem Stöine ſelbſt ein Kreuz ſich befand, das er zuvor noch nie darauf geſehen hatte.

Er blieb in einiger Entfernung ſtehen, weil er es für die ärgſte Gottloſigkeit gehalten hätte, die fremde, herrliche Geſtalt in ihrem heiligen Dienſte zu unterbrechen, und würde

ſchon von den idealiſchen Umriſſen ſich das Ueberirdiſche dieſes Weſens haben überreden laſſen, wenn er auch mit weltlichen Empfindungen die durch Leonardo's Vorliebe geweihte Stelle betreten hätte.

Ohne Laut, wie ſie zeither auf ihren Knien gelegen, erhob ſich auch die hohe Figur mit einigem Zögern, und nun ward es Rudolfen die bekannte Geſtalt, welche ihm zum dritten Male erſchien. Inbrünſtig fielen ihre Lippen bald auf das Kreuz des Steines bald auf den Gekreuzigten in ihrer Hand. Hierauf wendete ſie ſich plötzlich um, und Rudolf, voll von dem Sehnen mit Antoniens Geiſte zuſammenzutreffen, wurde doch jezt von dem großen Anblicke dergeſtalt nieder-

geſchlagen, daß er ängſtlich in den Schatten zu weichen, und ihrem Auge zu entgehen ſuchte. Aber das Geräuſch und der Mond wurden ſeine Verräther; Antonia ſah ihn und ſprach: „Ich bin es ſelbſt, Rudolfe kommen Sie.“

Wie ein Ton aus dem Himmel gingen Rudolfen dieſe unbeſchreiblich ſanft geſprochenen Worte in die Seele, und wenn er ſchon noch immer nicht wußte, ob er ſie einem Menſchen oder einem überirdiſchen Weſen verdanke, ſo ging er doch voller Zutrauen nach der Geſtalt hin, die ihm ſogleich in ihrem Arme die Ueberzeugung von ihrer ſterblichen Natur reichte, und mit ihm auf das Haus zuging.

Rudolf hatte viel Fragen an ſie auf dem Herzen, war aber ſo uneins mit ſich ſelbſt, welches die erſte ſeyn ſollte, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Antonia ſelbſt fing folgendermaſſen an:

„Ich habe ſo eben dem Verſtorbenen, deſſen letzte Tage durch Sie verſüßt worden, ein Kreuz an jenem Platze geweiht, der bisher allen Thränen und trüben Erinnerungen Leonardo's zur Zuflucht diente, und künftig hin nach Johannes Namen heißen ſoll. Denken Sie meinen Schreck, wie ich dieſen Morgen hieherkomme und von ſeinem Begräbnis höre. — Jezt ſagen Sie mir vor allem, was hat mir der theure Greis für Befehle hinterlaſſen?“

Rudolf hatte hierauf nur eine unbefriedigende Antwort. „Bis zu dem letzten Augenblicke“ versetzte er, „besaß der Abgeschiedene seinen klaren, richtigen Blick, aber die Kraft seinen Willen der Sterblichen Ohnmacht bestimmt zu offenbaren, war von ihm gewichen. Mitten unter den Menschen schien seine Seele schon in den Gebräuchen des Himmels zu leben.“

„O wohl mir denn“ sprach Antonia, „daß ich ihn zuvor noch einmal gesehen, und seinen Rath vernommen habe. Er hätte doch nur diesen mir wiederholen müssen.“

Siebentes Kapitel.

Mit trauriger Mine kündigte einer von des Grafen Leuten Rudolfen an, daß zu seiner morgenden Abreise alles bereits fertig wäre. Auch die stumme Ehrerbietung der übrigen sagte von ihren Besorgnissen. „Sie ahnen recht, die armen Leute,“ sprach Antonia, als sie mit Rudolfen allein war; „sie werden den geliebten Herrn nicht zurückkehren sehen. Zwar sucht man es ihnen, und allen zu verhehlen, daß der Graf sein Geburtsland auf lange Zeit, vielleicht auf immer, verlassen hat, aber die Bewegung bei

seinem Abschiede, zumal von dem Plätze im Garten, an dem wir einander getroffen, hat ihnen, wie ich höre, mehr, als er gewünscht, verrathen. Seine Selbstverbannung kommt Ihnen vielleicht räthselhaft vor, lieber Rudolf, aber sie ist nicht so willkührlich als Sie denken mögen. Er kann den Feinden Gottes kein Opfer bringen und hat seine Unzufriedenheit über gewisse neuere Vorfälle zu laut geäußert, und zu kühne Reden geführt, um länger ungekränkt hier bleiben zu dürfen, hier, wo unter diesen Umständen schon außerdem alles seine Blicke trüben mußte. Bin ich doch ebenfalls keinen Moment sicher, da man in seines verunglückten Bruders Papieren gefunden hat, was ich ihm gelte, und was ich mit ihm

unterbrochen, und deshalb unser jetzt so reines Verhältnis aufs abscheulichste lästert. Auf ihn selbst wären ihre Angriffe vielleicht noch zu gewagt gewesen, mir aber können sie beikommen, und ihm durch Beleidigungen gegen mich schmerzlich verwunden. Daher würde ich euch gewis diese Stadt nicht wieder zu besuchen gewagt haben, wenn mich nicht meine Sehnsucht nach dem Seligen hereingezogen hätte. Vergebens, leider! indessen ist es mir keine geringe Beruhigung Sie noch gesehen zu haben. Sagen Sie das dem Leonardo, wenn Sie zu ihm kommen. Sie bringen ihm an das Abgeschiedenen Statt die zurückgelassenen liebsten Sachen, wie ich von den Leuten gehört habe.

„Und Sie,“ fragte Rudolf, „reisen nicht mit zu ihm?“

„Nein. Vielleicht werde ich ihn nie wieder sehen. Pater Johannes Tod hat das letzte irdische Band zwischen uns aufgelöst. Mit ihm würde ich nach Rom gereiset seyn, nun aber, nur entfernt von Leonardo für ihn beten. Thun Sie dasselbe für meine unglückliche Tochter.“

Schon mehrere Mal hatte Rudolf sich nach Leonoren erkundigen wollen, theils aber hatte er Antonien seither manchmal nicht unterbrechen mögen, theils war eine gewisse Scheu vor der Frage die Verhinderung gewesen, eine Scheu, die ihren Ursprung in dem Gefühle hatte, daß die Mutter seinen

Schritt zu Leonorens Besitz tief und bitter empfinden müsse. Auch jetzt schauerte es ihn, daß sie wohl das Wort unglücklich davon herleiten möge, und er hatte kaum den Muth seine Frage hervorzubringen. „Ich habe Sie und Leonoren,“ so fing er mit gesenkten Augen an, „in dieser Stadt gesehen. Darf ich wissen, wo Sie Ihre Tochter gelassen?“

„Ich bin Ihnen,“ antwortete Antonia hierauf, „die Nachricht um so mehr schuldig, da ich, bewogen von den Umständen, welche zusammentrafen, die Ursache geworden bin, daß Sie Leonoren wieder verloren haben. So groß aber auch Ihre Wißbegierde darnach seyn mag, glaube ich doch, daß dem Aufschluß, welchen Sie von

lungen, die Nachricht von Leonorens Herkunft schicklicher vorangehe. Daß diese Ihnen von dem Verstorbenen möchte gegeben worden seyn, hätte ich freilich gewünscht, da dies aber, wie es scheint, nicht geschehen ist, so bin ich genöthigt, selbst davon zu sprechen."

Hier benutzte Rudolf, der es ihm mer schwer über sich gewann, Antonien zu unterbrechen, einen Seufzer, der ihr entschlüpfte dazu, und sagte, wie er durch sie selbst bereits Nachricht von der Sache erhalten hätte. Zugleich zog er das Fragment ihrer Bekanntnisse aus seiner Brieftasche.

„So wissen Sie mehr," sprach Antonia, die sich erröthend abwendete,

als ich Ihnen wünde erzählt haben, mehr, als ich, außer dem Johannes und Leonardo, irgend einem Menſchen bei meinem Leben davon geſagt haben möchte.“

Dabei ſank ihre Stimme muthlos dahin. Doch bald ermunterte ſie ſich wieder und ſetzte hinzu: „Warum indeſſen nicht auch bei meinem Leben? Wenn ich mit meinen Sünden vor den heiligen Gott treten durfte, warum ſollte ich mich vor ſündigen Menſchen zu ſcheuen haben? Daß doch die falſchen Anſichten der Welt immer unwillkührlich uns ängſten müſſen! Gut, kann ich vielmehr ſagen, daß Sie dieſe Schrift geleſen, Rudolf, denn Sie wiſſen nun, was Sie von mir zu halten haben. Wie aber gelangten dieſe Papiere in Ihre Hände?“

Rudolf beantwortete ihr das und fügte hinzu, daß er von dem seligen Johannes den Auftrag erhalten habe, solche dem Leonardo zu überbringen.

Achtes Kapitel.

Als Antonia ihre Handschrift flüchtig aber mit sichtbarer Wehmuth durchlaufen hatte, sprach sie: „Ich muß Ihnen doch den Inhalt der abgerissenen Blätter zuvor in aller Kürze mittheilen, ehe ich den zweiten Abschnitt meines Lebens anfange. Leonora hat Ihnen, wie sie mir wieder gesagt, bereits angedeutet, daß es nach unsrer Zurückkunft von Leonardo, zwischen meinem Gemahl und mir zu einem heftigen Auftritte gekommen war. Ich kann ihn mit Recht entsetzlich nennen. Der Umstand, daß mein Gatte wegen

meiner und Leonora's Abwesenheit die Geschäfte, die seine Reise veranlaßt hatten, früher als er gehofft, vollendet haben mochte, brachten mein Unglück zuwege. Weil er mich und Leonoren nicht gefunden, hatte er Gertruden so hart angelassen, daß dieser in der Bestürzung nicht einfallen war sich zu verantworten, und daß sie die ganze Sache auf die erste Frage verrieth. Davon erzählte sie mir jedoch, wie sie todtenbleich zu Leonarden kam, nicht ein Wort, sondern meinte nur, daß es zum Zurückkommen die höchste Zeit wäre, wenn mein Gemahl keinen Verdacht schöpfen sollte. Die Art, wie er mich empfing und in ein abgesondertes Zimmer führte, sagte mir sogleich, daß ihm nichts weiter verborgen war. Seine Worte

vernichteten alle Bewegung in mir, ich hätte jede Unwürdigkeit über mich ergehen lassen. Selbst in das Härteste, in die Entfernung von meinem Kinde, ergab ich mich ohne einige Klage, nur bedingte ich mir aus, daß es immer wohl verhalten würde, und daß meiner Verbindung mit Leonardo nirgends und niemals einige Erwähnung geschähe. Ich verlangte auch, daß er einer Schrift, worinnen er mein künftiges jährliches Einkommen festsetzte, diese Versicherung beifügte, und ohne Mühe erlangte ich das. Um jeden Preis wollte er mich los seyn, weil er mich in gefährlichen Verbindungen gegen ihn verwickelt, oder wenigstens eine sehr unwillkommene Aufopferin an mir zu haben glaubte.

„Was gleicht wohl meinem damaligen Schmerz an Größe? Um Leonardo's willen durfte ich es nicht zu dem Aeußerſten kommen laſſen, und meine einzige Beruhigung war dabei, daß mein Gatte zu ſtolz auf Leonoren und ihre herrlichen Anlagen war, um nicht ihre irdiſche Wohlfahrt ſo viel als möglich zu bedenken. Wegen der höhern, wegen des Heils ihrer Seele, hatte mich Leonardo, und das Feuer, womit er davon ſprach, hinlänglich beruhigt. O Leonardo, wie täuſchteſt du damit Dich und mich! Wenn Du geahnet hätteſt, daß das lebendige Licht ihrer Augen, geſchaffen zur Verherrlichung Gottes und ſeiner Heiligen in dem Abgrunde des Unglaubens leuchten würde! Wenn Du das geahnet hätteſt, o gewis würdeſt Du alle

Deine Pläne nicht geschont, sondern Dein Kind dem Himmel erhalten haben. Armer, armer Leonardo! Deine schönen Pläne sind nun durchkreuzt, Dein Kind — vielleicht ewig verloren!«

Bei dieser Rede verdunkelten sich Antoniens Augen, und ihre Besinnung verschwand für mehrere Momente.

»Fassen Sie sich, theure Frau,« rief Rudolf, »Sie sind heute allzu traurig gestimmt, um solchen Gedanken lange nachhängen zu dürfen. In einem schon zermalmten Herzen läßt alles einen falschen Eindruck zurück, auch Leonore's Glaube hat es bei Ihnen gethan, wie ich wahrnehme. Nur die Umstände brachten Ihre

Tochter zur Calvinischen Lehre, und was will das bei einem so innigen Herzen sagen?“ „Ach,“ erwiederte Antonia, „Sie wissen noch lange nicht alles, mein Lieber! Es ist nicht die Lehre Calvins, welche ich fürchte, nein, eine Lehre, der sie sich selbst freiwillig ergeben, und die von ihr mit einer Inbrunst umfaßt wird, wie solche nur dem wahren Glauben gebührte. Ich sehe Sie erstaunt, und begierig mehr davon zu erfahren. Jetzt aber bin ich zu schwach dazu. Lassen Sie mich wenigstens meine Erzählung erst fortsetzen.“

„Mein Gemahl“ erzählte Antonia weiter, „hatte schon einen Wagen bestellt. Wir fuhren Tag und Nacht, und kamen am andern Abende in ei-

nun Landstädtchen bei Leuten an, welche mit meinem Gatten in nahen Verhältnissen stehen mochten. Hier gingen meine Kräfte nicht weiter, ich mußte das Bette hüten. Dennoch rafte ich mich, als ich einsmals Leonoren im Nebenzimmer, und allein hörte, aus dem Bette auf, und gab ihr den Ring, welchen Sie in der Folge von ihr erhielten. Mein stets angewöhnender Gemahl befand sich jedoch in der Nähe. Er hörte kaum meine Stimme, so kam er herein und alles, was ich noch auf meinem Herzen hatte, mußte nun bleiben; ich konnte nichts weiter, als ihm das Versprechen abdringen, Leonoren den Ring zu lassen."

„Das bisher verhaltne Entsetzen,

welches mich bei dem Gedanken, mein Kind zu verlieren, überfiel, brach jezt in meinem Körper aus. Ein hitziges Fieber raubte mir alles Bewußtseyn, und kehrte, nachdem es mich verlassen gehabt, bei der Nachricht, daß mein Kind nun wirklich fortgenommen und ich allein sey, mit der fürchterlichsten Stärke zurück. Leonoren hatte man, wie ich erst durch sie selbst erfahren, überredet, daß ich gestorben wäre.“

Neuntes Kapitel.

„Als das körperliche Uebel“ fuhr Antonia fort, „in einen stillen Tiefsinn übergegangen war, ließen die Leute bei denen ich mich aufhielt, wohl merken, daß es ihnen recht angenehm seyn würde, wenn ich einen andern Aufenthalt erwählte. Mir kam das ebenfalls sehr gelegen, da ich nur einmal wußte, daß dieser Ort nicht meine Bestimmung seyn sollte, und die platten Menschen, bei denen ich mich aufhielt, mir niemals zusagen würden. In mein Geschick gänzlich ergeben, fragte ich, ob über mein

nen Aufenthalt etwas festgesetzt worden sey, und vernahm, daß ich allenfalls bleiben, oder auch in das ** Kloster zu Paris gebracht werden könne.“

„In ein Kloster? Wie hatte dieser herrliche Beschluß in dem dunkeln Herzen meines Gemahls entstehen mögen? Er, der immer so tückisch gegen meinen Glauben verfuhr, konnte mich jezt für ein Kloster bestimmen! Ich erklärte mir es so, als aber mir der mit seine ganze Geringschätzung beweisen wollte, freute mich in heissen Thränen darüber, und rastete nicht eher, als bis für Pässe hinlänglich gesorgt war und der Wagen, welcher mich fortbringen sollte, vor der Thüre stand.“

Das Kloſter, worein ich, nach einer beſchwerlichen, und ohnerachtet meiner Päſſe oftmals durch unverſtändige Obrigkeiten aufgehaltenen Reiſe, gelangte, ſtimmte mit dem ruhigern Bilde, welches ich mir davon entworfen, wenig zuſammen. Immer hatte ich eine fromme Aebtiſſin, die ich noch von meiner Kindheit her verehrte, in Gedanken gehabt, wenn ich mir von der neuen eine Vorſtellung machte, und ich freute mich ſchon darauf, wenn ich dachte, wie ängſtlich ich mich bemühen wollte, um durch eine unerſchütterliche Treue gegen die Regel ſowohl, als durch außerordentliche Bußübungen ihr Vertrauen mir zu erwerben. Allein der erſte Blick dieſer Aebtiſſin ſtörte das Zutrauen, welches mein Herz ſo gerne zu ihr ge-

faßt hätte. In ihrem Auge lag eine Unruhe, die mit dem hohen Berufe, welchem sie sich geweiht hatte, ewig zu streiten schien, und das Durchdringende ihres hellen Blickes, sagte von einem Gemüth, das zu finstre Winkel in sich verschloß um sich von einer frommen Seele gern errathen zu lassen. Der frostige, ich möchte sagen, demüthigende Empfang, welchen mir von ihr wiederfuhr, würde mich minder, als jenes, niedergeschlagen haben.“

„Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen merkte ich, daß das ganze Kloster aufgeklärt genug dachte, sich theils der eingeführten Pönitenzen gänzlich zu entschlagen, theils die heiligen Uebungen als leere Formen zu

betrachten, die blos darum zu beobachten wären, damit das unthätige Leben der Schwestern nicht Gefahr liefe, aufhören zu müssen.“

„Demohngeachtet suchte man mir, als einer Andersgesinnten mein Noviziat auf alle Weise zu erschweren. Es entging mir nicht, wie man dabei über meine Gewissenhaftigkeit in Befolgung der Vorschriften lächelte, aber ihren, der Heiligkeit so abgewandten Herzen mußte es wohl entgehen, daß eben dieses Lächeln eine unbeschreiblich süße Empfindung für meine nach irdischen Qualen und himmlischer Lust unablässig dürstende Seele war.“

„So wenig indessen auch mein Ge-

mäth mit den Gemüthern der übrigen einige Berührung fand, ſo ſtrebte ich doch mich ihnen gefällig zu erweiſen, wobei ich gar keinen Anſpruch auf ihre Gegengefälligkeit machte, eine Uneigennützigkeit, welche, wie ſie zu meinen ſchienen, nur in einem überaus eingeſchränkten Verſtande entſpringen könne. Gegen dieſe Meinung regte ſich mein Selbſtgefühl höchſtens in den ſchwächſten Momenten, weil ſie Leuten gehörte, welche meine Hochachtung gänzlich verwirkt hatten. Ich fand eine Wohlthat mehr in dem ſtolzen Bewuſtſeyn, ſelbſt den Troſt eines ordentlichen Umgangs mit den Schweſtern entbehren zu können. Ich weidete meine Augen an den uralten Mauern und Bildern des heiligen Orts, dachte mir das ſtille We-

fen, der schon Jahrhunderte schlummernden, frommen Nonnen, welche den Sinn des Ordens besser gefaßt, und höher geachtet hatten, als meine Zeitgenossinnen, und die Vergangenheit umzog meine in Träumen von ihr geübte Phantasie so lieblich, daß ich selten wach genug für die Gegenwart bleiben konnte.“

„Am meisten beunruhigte mich in dieser der Gedanke an meine Tochter, und die Umgebungen, welche die junge, unbeschützte Seele bedrohten, und ob mir schon das Wort des seligen Paters Andreas, daß ich die Vergebung, deren Frucht sie war, hinlänglich abgebüßt hätte, eine mächtige Stärkung seyn mußte, so konnte ich mir doch nicht ohne Schaudern

denken, daß mein Kind, wenn auch nicht durch meine Schuld, daß mein Kind vielleicht dem ewigen Verderben entgegen geführt werde.“

„Ach, noch jezt kann ich es nicht!“ rief Antonia heftig, und der Athem verging ihr.

Zehntes Kapitel.

So schwer auch Rudolfen eine Frage auf dem Herzen lag, so wagte er doch nicht Antonien dadurch gleichsam tiefer in ihren Schmerz hineinzuführen. Er wartete stillschweigend bis sie sich erholt hatte, und von selbst in der Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

„Ich wußte von keinem vertrauten Umgange mehr, als von dem mit mir selbst; kein Wunder daher, wenn ich auf den Gedanken verfiel, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben, zumal da sie ebenfalls, wegen des darin

vorkommenden, von mir verübten Gottlosen, eine strenge Bußübung für mich werden mußte. Erst nach meinem Tode sollte sie in fremde Hände gerathen. Den geliebten hätte ich sie freilich am meisten gewünscht, aber die Hoffnung, daß sie dahin wirklich gelangen würde, war so schwach, daß ich nur in den ungetrübtesten Stunden eine Spur von ihr wahrzunehmen vermochte.“

„Die Trübsale der Zeit nahmen indessen immer schrecklicher überhand, und es war einzig dem guten Vernehmen zuzuschreiben, worin sich die Aebtissin mit einigen Begünstigern der sogenannten Freiheit befand, daß bei unserm Kloster mehrere Stürme vorüberzogen, welche ähnliche Zufluchts-

örter des Glaubens verheerend getroffen hatten. Wirkte sie doch sogar für die Kirche des Klosters eine Reparatur aus, welche nicht allein das Wesentliche dieses Gebäudes betraf, sondern sich auch auf Zierrathen und Gemälde darinnen erstreckte, und zu Ausbesserung der Gemälde bediente man sich nicht etwa der Hände von Stümpern, sondern man hatte sie einem Künstler übertragen, dessen Werke der ausgezeichnetsten Achtung genossen. Von demselben Künstler erwähne ich, daß er mich und die Aebtissin um Erlaubnis zu einer Kopie von meinem Gesichte bat, und daß sie es es ihm schlechthin, ich aber nur unter der Bedingung zusagte, wenn er mir den Character und die äußern Zeichen einer bußfertigen Sünderin

beilegte. Einer Magdalena? fragte der Maler, der wahrscheinlich mit diesem Namen das Ideal einer solchen Sünderin verband; und sein frölliches Gesicht sprach es deutlich, daß er mit dem poetischen Entwurfe des Gemäldes, welches er aus meinem Gesichte schaffen wollte, sogleich in Richtigkeit gekommen war. Sie können nicht glauben, wie täuschend ihm die Aehnlichkeit seines Bildes mit mir gerieth. Ich wünschte, daß Sie es gesehen hätten!“

Auch hier konnte Rudolf nicht über sich gewinnen, mit der Versicherung, daß er durch seine Augen selbst davon überzeugt worden wäre, Antonien zu unterbrechen. Er sagte ihr nichts von dem französischen Maler, den er in

Florenz gesehen, nichts davon, daß er selbst eine Kopie ihres Bildes besäße. Es drückte ihn, aber dennoch hütete er sich ihre Erzählung zu hemmen, weil er immer besorgte, daß sie, soviel auch noch Zeit übrig war, ihre Geschichte, durch Unterbrechungen auf allerlei Nebendinge verleitet, nicht zu Ende bringen möchte.

Eilftes Kapitel.

„Zu dieser Zeit,“ fuhr Antonia fort, „konnte ich mich vor vielen tausend Menschen glücklich preisen. Während ringsumher die Gotteslästerer ihre Wuth in aller Wildheit aufbrausen ließen, und der bedrängte Glaube nirgend eine Ruhestätte fand, während die Henkersknechte sich im reinen Blute derer badeten, welche auf den rächenden Gott ihr Vertrauen setzten, durfte ich, ungestört von jeder frechen Mine, Tagelang in meiner Zelle sowohl, als in der Kirche auf den Knien vor ihm liegen. Es irrte mich

nicht, daß der gröſste Theil der Schweſtern lauer als vorhin in ihren Andachtsübungen wurde. Wuſste ich doch schon längſt so gut, was ich von ihnen halten ſollte, daß mir die deutlichern Aeußerungen von der Armuth ihrer Herzen nichts mehr ſagten, als was ich zuvor aus ihren Blicken geleſen hatte.“

„So ſicher aber auch die Aebtiſſin, geſtützt auf ihre Beſchützer, ſich vor allen revolutionären Unfällen hielt, und dem Kloſter noch für die Zukunft eine außerordentliche Wohlhabenheit weißagte, ſo ſehr verrechnete ſie ſich dennoch dabei am Ende. Wider Vermuthen, wurde die mächtige Parthei, deren Hauptleute unſerm Kloſter ſeine Exiſtenz garantirt hatten, auf Einmal

gestürzt. Sogleich fielen Bösewichter, die von der Schnelligkeit zu urtheilen, mit der sie es thaten, schon lange auf den Zeitpunkt gelauert haben mochten, über die heiligen Kostbarkeiten her, raubten die irdischen Schätze, und zerstörten das, was, ihrer Meinung nach, keinen Werth hatte. Kaum daß ich den ersten Theil meiner Lebensgeschichte, mit dem ich eben zu Stande gekommen war, ihren frechen Augen entziehen konnte!“

„Fürchterlicher als damals ist mir nie zu Muthe gewesen.“ „Und doch, und doch!“ setzte sie, nach einer Pause jammernd hinzu, „o meine Leonora!“ Dann erzählte sie weiter.

„Ich schrie laut nach der Rache

des Himmels empor, wie die Entsetzlichen die frommen Heiligen von den Wänden rissen; wie der goldne Schein um das Haupt der Mutter Gottes nicht durch ihre ruchlosen Augen dringen, und ihr Herz erreichen konnte; wie der Heiland seinen bittenden Blick vergebens zu dem himmlischen Vater für die Schändlichen aufwandte. Ich sah die heillosesten Mishandlungen an den heiligsten Dingen, und gerieth mit meinem Eifer schon tief in die Sünde hinein. Denn ich zürnte mit dem Allerhöchsten, daß er seinen vernichtenden Blick nicht sogleich auf dieses unwürdige Gewürm herabsenken wollte.“

„Nachdem man dem Kloster alles genommen, wurde uns angekündigt,

daß wir die Großmuth der Freiheitsvertheidiger sehr zu bewundern hätten, indem es jeder einzelnen Nonne freistünde, den Ort ihres künftigen Aufenthalts nach Gefallen zu wählen. Auf die Frage der Aebtissin nach einer Entschädigung, hieß es, daß die Republik, immer großmüthig, uns vergönne, durch Arbeiten unsre Entschädigung selbst zu erwerben, übrigens aber für dergleichen fernere Fragen nur Ohren habe, damit in uns die Freunde des Aberglaubens zur Strafe gezogen würden.“

„Wie jammerte mich jezt die Aebtissin und die Uebrigen! Ihre Trostlosigkeit über den Mangel, worein sie sich gestürzt sahen, konnte von nichts gelindert werden. Der Unglaube im

eignen Herzen nahm ihnen alle Beruhigung, welche ihnen die Religion hätte verleihen können, statt daß bei mir das äußere Bedrängnis blos ein neues Mittel wurde, mich durch Entbehrungen aller Art der Gnade Gottes noch würdiger zu machen.“

„Er war mir genug, daß ich einen Paß zur Auswandrung, und ein geringes Reisegeld erhielt. Denn die Auswandrung, welche der größte Theil der Uebrigen, aus Furcht vor Unsicherheit des Lebens, dem Aufenthalte in Paris vorzog, wurde mir darum höchstwünschenswerth, weil ich meine Augen, die mir durch den Anblick so mancher Gräuel von ihrer Reinheit verloren zu haben schienen, an dem Gottesdienste in der heiligsten

Stadt des Erdbodens wieder gleichsam zu entsündigen, und mein gequältes Herz zu erquicken hoffte.“

„Die Schwestern zerstreuten sich gröſstentheils noch in Frankreich gänzlich. Eine jede suchte den Ort auf, wo sie Verwandte, oder sonst eine Aussicht hatte, ihren Unterhalt, so leicht als möglich zu finden. Ich war vielleicht die einzige, welche einen heiligen Zweck bei ihrer Wanderung hatte.“

„Nicht, als ob ich mich dessen zu rühmen gedächte, ferne sey das von mir. Ueberhaupt wäre es wohl widersinnig sich eines Bedürfnisses rühmen zu wollen, und ein solches war mir das Wiedersehen von Rom in der That geworden. Rom und mein

Leonora; das waren schon im Kloster die beiden Punkte gewesen, wonach meine Sehnsucht selbst in den seligsten Momenten des Lebens immer gedürstet hatte.“

„Die Mühseligkeiten der Reise übergehe ich gänzlich, so groß sie auch, vornehmlich in Frankreich waren. Sie mögen Sich selbst denken, wie oft die Wanderin, welche weder Glauben noch Stand verläugnete, den Mishandlungen einer durchaus verkehrten Menge ausgesetzt gewesen seyn müsse. Ach, welche Wonne, als ich meinen Fuß zum ersten Mal wieder außerhalb Frankreich setzen konnte! Als ginge nun eine neue Welt voller Liebe an, so war es mir. Die Bäume grünten mir heller, der Himmel

leuchtete schöner, und in der Luft, welche um mich herfloß, schien mir das Athemholen ungleich leichter, da ich wußte, daß es keine französische Luft war.“

„Vielleicht sollte ich diese ans Kindische grenzende Wirkung meiner Einbildungskraft verschweigen. Ich weiß jedoch meine Abneigung gegen das entartete Frankreich nicht vernehmlicher auszudrücken.“

Zwölftes Kapitel.

Hier vermochte Rudolf seine Uebereinstimmung mit Antonien nicht zurückzuhalten. Doch gab er sie blos durch einen Blick und Händedruck zu verstehen.

„Aber,“ fuhr Antonia fort, „was ich auch auf Italien gehofft hatte, so stand mir doch in ihm ein herber Schmerz bevor. In einem Wirthshause, wo ich Speise zu mir nahm, hörte ich ganz zufällig von Banditen sprechen, welche wegen eines vor einiger Zeit begangenen, und jezt ent-

deckten, Mordes, aus Florenz geflüchtet, und von der Obrigkeit verfolgt wären. Die verübte That sey eigentlich ein Brudermord, der Ermordete nämlich, ein Bruder von dem, welcher die Banditen gedungen habe.“

„Ob ich schon von der Sache so viel wie nichts bestimmtes gehört hatte, fiel mir doch sogleich dabei das Verhältnis Leonardo's mit dem ältern Bruder und dessen schlechte Gesinnung ein, und ich konnte die Angst nicht verbergen, womit ich den Namen der Brüder zu hören, und auch zugleich von meinen Ohren abzuhalten suchte.“

„Die Richtigkeit meiner Ahnung bewährte sich unverzüglich. Der Name Morina wurde ausgesprochen, und

ein heftiger Athemzug und meine weit offenen ſtarren Augen mochten wohl das Erſtarren meines Herzens, und das Feindliche der Nachricht für daſſelbe zu erkennen geben, wenigſtens erkundigten ſich einige Weiber ſogleich ſo theilnehmend nach der Urſache der plötzlichen Veränderung meines Geſichts, daß ich nicht verbergen konnte, wie nahe der angeblich Ermordete meinem Herzen geweſen war.“

„Die Glieder zitterten mir zu ſehr, als daß ich meine Wanderung ſogleich hätte fortſetzen können. Ich beſchloß im Wirthshauſe zu übernachten, und meine guten Landesleute thaten ihr möglichſtes mich zu beruhigen, ohne zu bedenken, daß ſie durch ihre Be-

nähungen meine Angſt blos vermehren konnten.“

„Erſt in der Nähe von Rom gelang es mir wieder das Bewußtſeyn der betrübten Nachricht, welches mich von nun an auf meiner Wandrung begleitete, ein wenig von mir zu weiſen. In dem langentbehrten Mittelpunkte der Kirche mußten ſich ja wohl alle irdiſchen Seelenleiden verlieren.“

„Es war ein heiterer Nachmittag wie ich in die Stadt trat, und Gertrude, die erſte Perſon, welche mir begegnete, und mich wieder erkannte. Sie bezeugte große Freude mich zu ſehen, und ließ nicht eher von mir, bis ich ihr zugeſagt hatte, meine Wohnung bei ihr zu nehmen, und mit

ihr in das nahe Haus zugehen. Sie war in Rom an einen wohlhabenden Mann verheirathet, und erzählte mir von allem, wie das zugegangen. Sie hatte nämlich nach dem Vorfalle, der meine Absonderung von Lemoun zu Wege brachte, daselbst zurückbleiben müssen. Ihrem Jammer über das zerstörte Glück habe, wie sie erzählte, ein gutherziger Mann bemerkt, ihr Weinen sey ihm nahe gegangen, und er nach einer kurzen Bekanntschaft so sehr für sie eingenommen worden, daß er sich entschlossen, sie zur Frau zu nehmen. Everude setzte noch hinzu, sie befinde sich in sehr guten Umständen mit ihrem Mann und Kindern, und es sey ihr jetzt eine große Freude ihre Wohlthäterin wiederzusehen. — Wohlthäterin, wie so? fragte ich,

und hörte, daß sie das, was den Zufall ihr Gutes gethan, auf meine Rechnung schrieb, wie sie, wenn damals ihr Unglück entstanden wäre, es ebenfalls mir zugeschrieben haben würde.«

„Nachdem ich ihr von meinem Aufenthalte in Paris ein Paar Worte gesagt hatte, erkundigte ich mich nach meinem Kinde, aber sie wußte von nichts, außer, daß der ältere Graf Morina, geheirathet habe, wie sie, und sich größtentheils in Rom oder in der Nachbarschaft aufhalte. Wo nur der liebe Herr, sein Bruder hingekommen seyn mag? fuhr Gertrude fort. In Rom halte er sich gewiß nicht viel auf. Wenigstens habe sie ihm seit dem für mich so traurigen

Tage mit keinem Auge wieder gesehen!“

„Jetzt ergriff mich die Nachricht von seiner Ermordung aufs neue, und ich wußte kaum, was ich that, als ich mein Reisekleid ablegte, und ein weißes anzog, welches ich mit mir genommen hatte. Wie ich schon bald fertig war, fiel ich erst darauf, was ich wohl damit wollte, und beschloß mich sogleich in das Kloster des Pater Johannes zu begeben.“

„Dicht verschleiert ging ich, und hörte dort leider, daß er krank und eben eingeschlummert sey. Gefährlich krank? fragte ich, und man antwortete mit nein. Sonderbar genug, daß ich, ohngeachtet ich dieses ver-

nahm, und daher den andern Tag für mein Gespräch mit ihm festsetzen konnte, doch gleichsam von einer innern Stimme gezwungen wurde, ihm ein Zeichen meines Andenkens zu hinterlassen. Ich wählte dazu meine Handschrift, die ich dem Prior, einem ehrwürdigen Manne, überbrachte, damit er sie meinem verehrten Freunde übergäbe.“

„Der heilige Ort hatte mich selbst aufs neue geheiligt. Ich trennte mich von dem Prior mit höhern Gefühlen, als zu denen mich vorhin Gertrudens engherzige Reden geführt hatten, und die Besuche einiger Kirchen gaben meiner Seele einen noch seligern Schwung.“

„Darüber waren drei Tage verflossen.“

„Die Nachtluft kam meinen Empfindungen freundlich entgegen. Der warme Duft schloß mein Gemüth immer weiter auf, und die durch ein Mondlicht wie das heutige gemilderte Finsternis, machte die Gestalt den heiligen Bildsäulen und Mauern nur noch erhabener. Kein irdisches Bild war mehr in meinem Herzen wach, bis ich mit Einem Male vor dem Moringschen Hause stand.“

„Augenblicklich überfiel mich nun der Gedanke an den unwürdigen Besitzer, und an des Ermordeten Bildnis in seinem Zimmer. Das Bildnis eines Todten! so tröstete ich mein Gewissen, welches über meine Sehnsucht darnach in Bangigkeit gerieth. Das Verlangen nach dem Gemälde ver-

ſtärkte ſich indeſſen immer mehr und mehr, und der Wunſch, es zu ſehen, war mir endlich kaum genug, ich hätte es den unedlen Händen entreißen mögen.“

„Je mehr ich dieſem ſeltſamen Traume nachhing, deſto wahrſcheinlicher ward es mir, etwas wirkliches aus ihm zu machen, und Mittel aufzufinden, das Gemälde in meinen Beſitz zu bekommen.“

„Im Nachſinnen darüber, ging ich in der Nähe des Hauſes hin und her, und hörte aus dem Geſpräche einiger Heraustretenden von des Grafen Abweſenheit. Dieſe ſchien mir meiner Unternehmung günſtig zu ſeyn, wenigſtens ihr kein gröſſeres Hinder-

nis darzubieten, indeſſen ſann ich doch, in liſtigen Anſchlägen ohne alle Uebung, ſchon lange darüber nach, als mich der ängſtliche Ausruf eines Weibes erſchreckte, die am Arme eines jungen Mannes auf eine Nebenthüre zuging.“

„Daß ich die Urſache von ihrem Schrecke war, ſagte mir der ſtiere Blick mit dem ſie mich anſah, und aufs neue anſah, nachdem ſie ihre Augen verzagt auf der Bruſt ihres Begleiters verborgen hatte. War ſie doch ſo außer Faſſung gekommen, wenn Sie Sich erinnern, lieber Rudolf, daß Sie ihren zitternden Füſſen das Gehen erſparen zu müſſen glaubten. Selbſt an Ihnen merkte ich, daß ich für ein übermenſchliches Weſen gehalten wurde.“

„Valeriens unvermuthliches Erſchrecken gab mir den Argwohn, daß ſie Morina's Gattin wäre, auch wahrſcheinlich von ihres Mannes Schandthat Wiſſenſchaft, und meine Geſtalt, die ihr jetzt ein ſo unheimliches Gefühl aufdrang, vielleicht vormals geſehen hätte.“

Dreizehntes Kapitel.

Hier unterbrach Rudolf Antonien.

„Sie waren es also wirklich selbst?“ sprach er. „Noch immer stand ich in dem Wahne, als hätte damals ein Wesen aus einer andern Welt Ihre Gestalt angenommen! Nun sehe ich auch schon im voraus manches dunkle Räthsel nach und nach in helles Licht zerfließen! Darin aber, theure Frau, daß Sie Valerien Wissenschaft von dem vermeintlichen Morde zutrauen,

thun Sie ihr doch Unrecht. Sie war, gleich mir, nur durch zufällige Umstände in eine schauerliche Stimmung gekommen!“

„Ich bin,“ erwiederte Natalia, „von dem allen nunmehr hinlänglich unterrichtet. Das Vorhergehende, Sie haben Recht, hatte Sie beide zu einer solchen Täuschung sehr empfänglich gemacht, und auch — der unerlaubte Weg vielleicht, den Sie gingen. Von Ihnen wenigstens möchte ich gerne glauben, daß dieser Umstand das seinige beigetragen hat, mich für ein körperloses Wesen anzunehmen und sich vor mir zu scheuen! — Sie sind erschüttert. Ich sehe auch ein, daß es Sie betrüben muß, mir bei einer solchen Gelegenheit den ersten

Eindruck von sich gegeben zu haben. Allein so bitter ich mich dessen auch, wie Sie bald erfahren sollen, in der Folge in H. erinnern mußte, so kann ich doch zugleich versichern, daß er einem bessern gänzlich gewichen ist, der mir wahrscheinlich für immer von Ihnen bleiben wird.“

Rudolf drückte ihr die Hand, und sie erzählte weiter.

„Sie hatten die Thüre, zu der Sie Valerien hineintrugen, nicht wieder verschlossen. Ich war im Hause bekannt, und der Gedanke, daß Sie auch die obere Thüre, welche in den Gemäldesaal führte, in der Bestürzung zuzuschließen vergessen könnten, führte mich einige Zeit nach Ihnen

dieſelbe Treppe hinauf, die Sie mit Valerien gegangen waren. Die Saalthüre ſtand wirklich offen. Die Geſellſchaft hingen noch, wie vormals, in dem Saale, und ſchon glaubte ich mich mit meiner Beute entzückt davon eilen zu ſehen, als ich der Wand, von der mich Leonardo's Portrait ſonſt ſo liebreich angeblickt hatte, nähertrat, und unter allen Bildern, welche vormals dagehangen, gerade dieſes eine vergebens von mir geſucht wurde.«

»Jetzt geſtehe ich das Lächerliche meines Vorhabens zwar ein, aber damals war ich von dem Scheine ſo geblendet, daß ich das Recht gänzlich auf meiner Seite zu haben meinte, wenn ich dieſes Bild der Gewalt des

bösen Menschen entzöge. Ja, es würde mir wie das schreendste Unrecht vorgekommen seyn, sobald ich das Vermögen es zu thun, unbenutzt gelassen hätte.“

„So hat der schwache Mensch über sich zu wachen, daß sich selbst seines Sinnes für das Gute die Leidenschaft nicht bemächtige, und ihn zum Bösen verleite!“

„Ich suchte, ob man dem Porträt vielleicht eine andre Stelle angewiesen habe, fand es aber nirgend, wenn schon der Mondschein so hell war, daß er mir die größten Gemälde ungesammt vollkommen deutlich machte.

1. „Als ich mich von der Zwecklosig-

heit meines Suchens hinlänglich überzeugt hatte, blieb ich eine lange Zeit vor dem leeren Platze stehen, an dem ich das böse Gewissen des Mörders zu erkennen vermeinte, und Sie trafen mich noch an diesem Orte, wie sie mit Valerien zurückkamen.“

„Jezt weiß ich freilich, wie sehr ich an der schrecklichen Geberde dieser Frau irre wurde, aber damals glaubte ich nichts fester, als den Mord Leonardo's auf ihrem Gesichte zu lesen. Mein Zurückschlagen des Schleiers und der Fingerzeig auf die Stelle des vermißten Gemäldes schien die Gräfin vollends außer sich zu bringen.“

„Was ich von Ihnen halten sollte, darüber war ich mit mir selbst nicht

einig. Bedenklich kam es mir ebenfalls vor, daß der Augenblick, wo Sie mein Geſicht ſahen, Sie beſonders erſchütterte. Doch wollten Sie auch wieder vorwärts, und auf mich zu, ohne daß es das Anſehen hatte, als triebe Sie Frechheit oder Verzweiflung mir entgegen.“

„Valeria trennte uns hierauf, wie Sie Sich erinnern werden, durch das Zuſchlagen der Zwiſchenthüre. Sie drangen auf den Schlüſſel, das hörte ich wohl, und gingen auch alsdann mit ihr danach zurück. Indeſſen ſchien das Schreien der Gräfin und das Zuſchlagen der Thüre Leute im Hauſe auf die Beine gebracht zu haben; es war mir als hörte ich Geräuſch, als redete man, und ſogleich

beſchloß ich, mich zu entfernen, weil ich keinen Lärm veranlaſſen wollte.“

„Begierig jedoch zu wiſſen, wer Sie wohl ſeyn möchten, und vielleicht eine Aufklärung über Ihr Zurückprallen beim Erblicken meines Geſichts zu erhalten, hob ich, bevor ich ging, einen Ring auf, der, wie ich ſehr gut bemerkte, ihnen vom Finger gefallen war, als Valeria Sie voller Verzweiflung bei den Händen zurückzuziehen verſucht hatte. Ich ſteckte den Ring an meinen Finger, und entfernte mich.“

„Es entging mir nicht, daß mich jemand auf der Straße, aus der Nebenthüre hatte herausſchleichen ſehen. Doch wußte ich weiter nichts dabei

zu thun, als ſo ruhig wie möglich vorwärts zu ſchreiten. Der Menſch, fürchtete ich, ginge hinter mir her, und käme mir näher, doch wagte ich nicht, mich umzuſehen, bis ich am eine Ecke des Hauſes herum, und an deſſen Haupteingang, gelangte. Als ich hier vor einem Wagen, der ſo eben zu der geöffneten Thüre hineinfuhr, erſchrocken zurücktrat, faßte mich mein Beobachter. Mein Widerſtand war unzulänglich; er ſchleppte mich in das Haus hinein, und übergab mich, unter Anführung deſſen, was er ſo eben geſehen hatte, dem Grafen, welcher grade zurückgekommen war.“

„So begreife ich nur nicht,“ fiel der erſtaunte Rudolf ein, „wie mir das alles hat entgehen können. Ueber-

all auf den Straßen habe ich mich nach Ihnen umgesehen. Denn wenn auch mehrere Schlüssel an der Thüre, welche die Gräfin zugeworfen hatte, erst versucht werden mußten, ehe der passende gefunden wurde, so konnte doch über der ganzen Verzögerung nur eine kurze Zeit verflossen seyn, und doch fand ich auf der Straße alles ruhig, auch war die Hauptthüre, wie ich vorbeiging, abgeschlossen.“

„Leicht möglich!“ versetzte Antonia, „denn wirklich machte der Offiziant, welcher mich in das Haus gezogen hatte, aus Besorgnis, daß ich entkommen möchte, sogleich die Thürflügel wieder zu, und der Graf erblickte kaum mein Gesicht, als auch

allen Leuten im Hauſe ein tiefes Stillſchweigen aufgelegt, und ich hinaufgebracht wurde.“

Vierzehntes Kapitel.

Um Kräfte für die Fortsetzung zu sammeln, machte Antonia in ihrer Erzählung mehrere Pausen, zumal vor denjenigen Auftritten, welche ihr recht schauerlich gewesen waren. So hielt sie auch hier lange inne, und die Pein des Kommenden war schon ehe sie davon anfing auf ihrem Gesichte zu sehen.

„Sie können sich vorstellen,“ sprach Antonia endlich wieder, „was mein Gefühl sagen mochte, als der

Graf mich oben in ein Zimmer führete, und deſſen beide Zugänge verſchloß. Mit Leonardo's Mörder ſo zu ſeyn! Wo mochte ich nur den Athem hernehmen, um in dieſer Situation fortzuleben; zumal da der Graf grade das Gemäldezimmer gewählt hatte?"

„Wo kommen Sie her, fragte er, und was haben Sie bei Nacht in meinem Hauſe zu thun gehabt?".

„Die freche Kälte, mit welcher den Böſewicht, ſogar in dieſem Zimmer, mich anzureden vermochte, empörte mich, und ich antwortete mit Verachtung: Das dort fehlende Gemälde, Herr Graf, ſuchte ich. Wahrſcheinlich haben Sie es vernichtet. Doch iſt das Bild noch in Ihrem Buſen ge-

bliebet, das sehe ich Ihnen an. Hier müßte es von der Hölle selbst vernichtet werden; aber so mitleidig ist die Hölle nicht!“

„Indem ich dieses sagte, faßte ich ihn fest ins Auge, und sah, wie sich seine Farbe veränderte.“

„Es beliebt Ihnen in Räthseln zu sprechen, erwiederte er nach einer Weile mit erzwungenem Spott, doch mir mangelt das Talent zur Auflösung.“

„Betrachten Sie, sprach ich, Ihre blutigen Hände, und den blutigen Schatten in Ihrer Brust, so wird Ihnen alles gelöst seyn! sagte ich, mich von ihm abwendend.“

„Ah,“ rief er, wie aus einem Traume erwacht, von diesem Mährchen, dessen Urheberin ich vielleicht in Ihnen vor mir habe, ist die Rede? Sind Sie etwa blos darum nach Rom gekommen, um jenes unwahrscheinliche Geschwätz auch hier zu verbreiten? Gut, daß ich Sie in meiner Gewalt habe; Sie sollen Rechenschaft ablegen müssen. Für jezt verlange ich zu wissen, was Sie in dieses Haus brachte, und wer Ihnen den Schlüssel zu jener Thüre gab?“

„Was ich, war meine Antwort, in dem Hause suchte, habe ich Ihnen gesagt; die Thüre fand ich offen.“

„Wirklich? fragte er, wirklich offen? — Das Läugnen wird Ihnen

nichts helfen können. Haben Sie die Gräfin gesehen?“

„Gesehen — vielleicht; aber nicht gesprochen.“

„Vielleicht gesehen? rief er und suchte seine Wuth unter einem Hohngelächter zu verbergen.“

„Es könnte auch ein andres Frauenzimmer gewesen seyn, sagte ich.“

“Das sie hier gesehen, und nicht gesprochen hätten? — Und sind Sie auch von ihr gesehen worden?“

„Ja!“

„Und nicht angeredet, und nicht

befragt, was Sie um diese Zeit hier zu verrichten hätten? Ueberlegen Sie sich einmal das Unwahrscheinliche von dem allen. Ihre Ausreden sind ja beinahe so lächerlich, als Ihre Beschuldigungen, wahrhaftig beinahe? — Kommen Sie mit mir, und sagen Sie mir, ob die, welche ich Ihnen zeigen werde, die Person ist, die Sie gesehen und nicht gesprochen haben.“

„Er schloß hierauf die Thüre auf zu welcher Sie mit Valerien herausgetreten waren, und führte mich durch ein Paar andre offne Zimmer bis an das Schlafgemach seiner Gemahlin, welche erschrocken über das Aufschließen desselben, die Gardine des Bettes, in dem sie schon lag, auf

die Seite geschoben hatte, und heraus sah. Sie ächzte bei meinem Anblick und verbarg sich in ihre Kissen.“

„Das ist doch dieselbe Person? fragte der Graf mit unverhaltnem Grimme. Oder sagt Ihr Schrecken bei meiner Ankunft etwas anders? Reden Sie sich noch einmal so schlau aus, wie vorhin, Madam.“

„Hierauf wollte ich ihm Valeria's Schreck erklären, und sagen, wie sie mich für ein unkörperliches Wesen gehalten hätte, und zuverlässig noch immer hielte. Aber der Graf war viel zu wüthend, um mich anzuhören. Er ging auf das Bette los, und zog die Gräfin in die Höhe. Erbarmen, Erbarmen! schrie diese, und drückte

sich fest an Morina's Brust, indem sie furchtsam nach der Seite auf mich blickte."

„Beruhigen Sie sich! tröstete ich, und fassen Sie, wenn Sie wollen, meine Hand, zum Beweise, daß ich lebe, wie Sie."

„Wenn schon der Graf diese Worte, als wären sie eine neue verunglückte Entschuldigung, mit Gelächter begleitete, so mußten sie doch menschlich genug ausgesprochen seyn, um das zu beweisen, was sie beweisen sollten. Denn Valeria fuhr, indem sie sich von ihrem Gemahl losmachte, gefaßter fort: Nun, so verzeihen Sie mir, Graf, das Vorgefallene, worüber ich Ihnen schon

noch Aufschluß geben will. — Den ich sogleich verlange! tobte der Graf. Und nicht von Ihnen Madam, setzte er hinzu, als ich sprechen wollte.“

„Valeriens verletztes Gewissen war jedoch Ursache, daß sie die ganze Sache unrecht verstand, und ihr Einverständnis mit Ihnen durch mich belauscht und verrathen glaubte. Der Herr von der Linden, fing sie zaghaft an. — Nun, weiter! sagte Morina. Daß dieser mit im Spiele sey, habe ihm neulich schon geahnt.“

Rudolf erklärte hier Antonien, was der Graf damit hatte sagen wollen, und daß er durch seine Fragen nach Leonardo's Bilde wahrscheinlich

zu dem Wegnehmen desselben Ursache gegeben.

Antonia erkundigte sich noch ausführlicher danach, dann fuhr sie fort?

„Der Ring dieses Herrn von der Linden, setzte der Graf hinzu, den ich jetzt an Ihrem Finger sehe, Madam, spricht noch deutlicher von Ihrer schönen Verbindung mit ihm.“

„Dies war der Augenblick, Rudolf, indem ich, fast unwillkührlich, mein Auge auf diesen Ring richtete. Wie bewegte sich mein ganzes Innre, als ich ihn für denselben erkannte, den ich meiner Leonora beim Abschiede gegeben. Ich war tief erschüttert,

und wußte nicht was, und wen ich fragen ſollte.“

„Die Heftigkeit mit welcher Morina die letzten Worte gegen mich ausgeſtoßen hatte, machten Valerien zweifelhaft in dem Argwohne, daß ich die Verrätherin abgegeben. Daher ſprach ſie, weil ihr alles unklarer wurde als zuvor, und ſie ſich jezt durch Entſchuldigungen eher zu verſtricken, als herauszuhelfen meinte, kein Wort weiter.“

„Reden Sie, oder — rief der Graf in äußerſter Wuth. Haben Sie die Nebenthüre unten aufgeſchloſſen, durch welche dieſe Dame hier heraufgekommen ſeyn will?“

„Jezt erst leuchtete Valerien die Möglichkeit ein, wie dieses hatte geschehen können und sie antwortete, mit ja! — Seit wie lange kennen Sie diese Dame? fuhr er fort. — Ich habe sie vorhin zum ersten Male gesehen, war die Antwort. — Gesehen und nicht gesprochen? — Gesprochen nicht! — Und auch kein Komplott mit ihr und dem Herrn von der Linden gemacht; denn dieser ist doch wohl ebenfalls da gewesen? schrie der Graf so unsinnig, daß die Kammerfrau voller Angst herbeikam. Er schob sie wieder zurück, rief ihr dann aber noch nach, sie solle dem Kammerdiener sagen, daß sogleich abgereiset würde.“

„Und sie reisen mit Madam!

ſprach er zu mir. Ich beharf Ihrer verläumderiſchen Ausſage zu meiner vollkommenen Rechtfertigung in Florenz, wohin das Mährchen, das Sie kennen, wahrſcheinlich durch Ihre Veranſtaltung, ebenfalls gelangt iſt.“

„Ich ſträubte mich, wie Sie leicht denken können, gegen die Reiſe mit dieſem Menſchen. Die Geſchichte indeſſen, welche ſeine Bosheit in der Geſchwindigkeit aus meinem nächtlichen Beſuche in ſeinem Hauſe zu erklären wußte, und die er bei meiner geringſten Weigerung der Obrigkeit anzuzeigen drohte, benahm mir um ſo mehr allen Muth, weil ich wohl vermuthen konnte, was für angeſehene und an Tücken ihm ähnliche Freunde, er in Rom beſitzen mochte. Sprach

er doch schon, mit teuflischer Miene, von einer schändlichen Verurtheilung und von dem Einflusse, den diese und deren öffentliche Bekanntmachung auf mein unschuldiges Kind äußern müsse.“

„Ich durfte nicht einmal meine Sachen von Gertruden holen lassen und Valeria mußte sich sogleich ankleiden. In einer Stunde waren wir schon unterweges.“

„Ich sollte kein Wort mit der Gräfin sprechen, außer vor seinen Ohren, welches mir um so peinlicher war, da ich sie für die Person hielt, durch welche ich etwas von dem Besitzer des Ringes meiner Leonora würde erfahren können. Was der Graf eigentlich

mit mir vorhatte, war ich nicht im Stande zu errathen. Am wahrscheinlichsten fand ich, daß er mich unschädlich machen wollte; auf welche Weise, konnte ich noch nicht herausbringen.“

„Ich versuchte mich heimlich zu entfernen. Doch die Frechheit, mit der er bei diesem verunglückten Streiche, die auf den Lärm darüber aufmerksam gewordenen, von meiner vorgeblichen Abscheulichkeit überzeugte, und die Augen, mit denen mich ein jedes richtete, machte, daß ich alles eher über mich ergehen lassen, als noch einen Versuch für meine Freiheit wagen wollte. Ist doch überall, dachte ich in meinem trostlosen Zustande, überall Recht und Gerechtigkeit ausgestorben, wo wird man die Unglückliche

zu einer Zeit, in der es ohnehin nirgend an Unglücklichen mangelt, wo wird man sie dulden wollen? War doch sogar mein Paß und alles, was mich zu legitimiren vermocht hätte, in Rom zurückgeblieben.“

„Unweit Florenz sah ich endlich meine nächste Bestimmung, auf einem Gute, das dem Grafen gehörte. Er sprach wegen meiner heimlich mit dem Verwalter, bedeutete mir dann lächelnd, daß ich schon wieder von ihm hören würde, und fuhr mit Valerien weiter.“

„Was noch künftig mit mir werden sollte, blieb mir ein Räthsel, vor der Hand wurde ich wie eine Gefangene, und in Rücksicht auf Freiheit

mit vielen Härte behandelt. Denn ich bekam niemand, als den Verwalter selbst und einen alten Mann zu sehen, den man, aus seinem Benehmen zu schließen, eine Art von Scheu vor mir eingeflößt hatte.“

„Durch das Klosterleben indessen an eine ähnliche Beschränkung gewöhnt, war meine gegenwärtige Situation zwar einsamer als jenes, aber mild genug, und nur in so ferne schauerlich, weil ich nicht wußte, was mir noch vorbehalten war, und ob nicht der Graf, so eben in Florenz, um sich von mir, die er scheute, auf immer loszumachen, den Raub meines guten Namens und meiner Freiheit vorbereitete.“

„Sie ſehen, lieber Rudolf, daß ich wenig Vertrauen auf die Güte und Gerechtigkeit der Menſchen behalten habe. Aber ſagen Sie mir, ob die Menſchen ſchuld daran ſind oder ich?“

„Inzwiſchen waren meine Beſorgniſſe doch diesmal grundlos geweſen. Ein Flüchtling, kam der Graf in Kurzem bei Nachtzeit mit Valerien von Florenz zurück. Allein auf dem Gute fand er ebenfalls keine Sicherheit. Denn grade wie er mit dem Verwalter außen ſprach, drangen Leute, welche ihn von Obrigkeits wegen verfolgten, in das Haus. Der Graf, der es merkte, entfernte ſich aufs ſchleunigſte, und entkam auch glücklich ſeinen Verfolgern.“

„Es war natürlich, daß man Valerien und mich nach Florenz brachte. Unterweges erzählte mir Valeria, daß Morina wegen der Gefahr für seine Besitzungen in Florenz, in diese Stadt gereiset seyn, und alle Mittel angewandt haben möge, seine Unschuld an der blutigen That zu beweisen, daß aber neuere Beweise gegen ihn zu unwiderleglich, und die Richter zu redlich gewesen wären, um nicht mit der ganzen Härte der Gesetze wider den Bösewicht zu verfahren.“

„Auch in Rücksicht auf Valerien und mich bewährte sich die Redlichkeit dieser Richter. Zuverläßig hätten sie Anlaß genug gehabt unsre Sache in eine unabsehliche Länge, und groſſen

Vortheil daraus zu ziehen. Allein kaum hatten sie sich von unsrer Unschuld überzeugt, so wurden wir auch auf ganz freien Fuß gestellt."

Funfzehntes Kapitel.

Antonia erzählte weiter:

„Valeriens Vater war erſt kurz vor der Ankunft mit ihrem Manne in Florenz daſelbſt verſtorben. Da ſie nun weder Verwandte noch Freunde beſaß, welche ſie an den Ort gefeſſelt hätten, dazu durch den Todesfall in Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gekommen war, ſo faßte ſie den Vorſatz ſich ihrer Neigung zum Reiſen hinzugeben, und überredete mich um ſo leichter zu ihrer Begleitung, da

Rom hauptsächlich der Punkt ihres Strebens wurde.“

„Ich fand in Valerien eine von den vielen Personen, die sich ihrer Gutmüthigkeit freuen, ohne die Kraft zu haben, etwas andres zu seyn, und die mit dieser einzigen Eigenschaft alle ihre Thorheiten und Inkonsequenzen zu vergüten meinen. Sie sprach beinahe von niemand, als von Ihnen, und jemehr sie sprach, desto heftiger entzündete es ihre Leidenschaft. Die letzte, fürchterliche Nacht in Rom war ihre Lieblingserinnerung, und sie sehnte sich besonders danach, die Vorfälle derselben in Ihrem Busen auszuschütten.“

„Sie liebkoſete mich, ſobald wir

allein waren, damit ich nur die unaufhörlichen Erzählungen von Ihnen geduldig anhörte, und Sie würden mir gewis der gleichgültigste Gegenstand von der Welt geworden seyn, wenn ich Sie mir nicht auf eine recht fürchterliche Weise interessant geglaubt hätte.«

„Ob mir schon unmöglich war, Valeriens Offenherzigkeit gegen mich durch das Geständnis zu vergelten, daß Sie ebenfalls seit jener Nacht die Haupturſache meines Verlangens nach Rom wären, so kann ich Ihnen wohl sagen, daß es sich wirklich nicht anders verhielt. An Ihrem Finger war Leonorens Ring gewesen, ein Umstand, der schon darum Bedeutung haben mußte, weil der Ring von so schlechtem Anse-

hen ist, daß Sie ihn zur Zierde unmöglich tragen konnten. Daß Leonora ihn verloren hätte, schien mir so wenig wahrscheinlich, als daß er durch mehrere Hände erst in die Ihrigen gekommen seyn möchte. Denn in beiden Fällen wäre wohl für die einem Fremden ganz uninteressanten Bildnisse, die noch immer darin waren, keine Schonung zu erwarten gewesen. Sie mußten, so glaubte ich schließen zu können, mit Leonoren in den genauesten Verhältnissen stehen; eine betrübte Aussicht für mich und das arme Mädchen, nach dem, wovon ich in dem Zimmer der Gräfin selbst Zeuge gewesen, und was ich von ihr zur Erläuterung gehört hatte. Wie aber auch die Sachen standen, wenigstens konnte ich durch Sie

Nachrichten von meinem Kinde erlangen.“

„Auch dieſe Hoffnung war vergebens. Valeria erfuhr ſogleich nach unſrer Ankunft, daß Sie abgereiſet wären, und war troſtlos darüber. Ich ebenfalls. Gern hätte ich ſelbſt mit dem Manne geſprochen, von dem ſie die traurige Zeitung erhielt, allein ich hörte, daß es derſelbe Alfonſo di Rota war, deſſen Zudringlichkeit mich ſchon einmal in Neapel außerordentlich quälte. Sie haben meine Geſtändniſſe geleſen, und erinnern ſich vielleicht, wie ich von meiner Abneigung gegen ihn dort einen Wink gebe, der darum ſo leiſe war, weil ich doch nicht wuſte, in weſſen Hände meine Schrift einmal gerathen könnte, und

ich mich ſcheute, einem Menſchen weh zu thun, der mir ſo viele Proben ſeiner zarteſten Aufmerkſamkeit gegeben hatte. Alfonſo's — Ihnen kann ich's um ſo eher geſtehen, weil er Ihr Freund iſt, und Sie mir daher meinen Argwohn am geſchickteſten zu widerlegen vermögen werden — Alfonſo's Gemüth ſchien mir immer nichts weiter, als eine Sache, deren Eigenſchaften von der jedesmaligen Kraft oder Schwäche ſeines Körpers, oder von andern Zufällen beſtimmt wurde. Ohne daß er's vielleicht gewahr worden war, hatte ich ihn die unheiligſten ſowohl, als überhaupt die unwürdigſten Reden führen gehört. Bald darauf aber ſchien mit dem Eindruck, den ich unleugbar auf ihn gemacht hatte, eine anhaltende Stille

und Frömmigkeit in ihm zu ſeyn. Doch glaubte ich immer noch, es ſchiene mehr, als daß es ſo wäre, weil Alfonſo ſich ſeines neuen Zuſtandes bei jeder Gelegenheit rühmte, eines Zuſtandes, zu dem ich zwar die beſtimmte Richtung gegeben habe, der inzwiſchen wohl mehr von der Sehnſucht nach Ruhe, die einem zügelloſen Leben ſtets zu folgen pflegt, als von einer wirklichen Sinnesänderung herrühren mochte. — Aber, wie geſagt, Rudolf, Ihre Widerlegung ſoll mich erfreuen.“

„Ich, um mein ſelbſt willen,“ ſprach dieſer, „wünſchte ich Sie widerlegen zu können. Leider aber muß ich geſtehen, daß ich mich gänzlich in ihm geirrt habe. Ich begreife jezt auch

gar nicht, wie ich neben der Rohheit, welche er in ſo manchen Dingen zeigte, den Abdruck von Ihnen, der aus ſeinem Gemüthe ſchimmerte, für etwas Eigenthümliches anſehen konnte.“

„So haben wir denn der Worte genug über den Mann verſchwendet,“ ſprach Antonia. „Laſſen wir ihn nun!“ Hierauf fuhr ſie fort:

„Es war mir genug, daß Valerie von Leonorens Aufenthaltsorte in Deutſchland gehört hatte.“

„So wenig wie Sie, fand ich den Pater Johannes. Er war auf der Reiſe hierher, ſeiner letzten Reiſe, begriffen.“

Sechzehntes Kapitel.

„Nach Deutſchland ging nunmehro mein ganzer Sinn. Ich hätte auch meine Reiſe dahin mit aller Bequemlichkeit einrichten können. Denn Valeria, die Erbin eines überaus großen Vermögens, hatte nicht eher nachgelaſſen, bis ich eine Summe von ihr angenommen, welche ſie ein Vermächtnis nannte, und die mir die Führung eines ſehr anſtändigen Lebens verſtattete. Indeſſen bat ſie gar zu dringend, daß ich ſie noch an einige Orte in Italien begleiten ſollte, als daß ich's ihr hätte verweigern mögen.

Es wird ohnedem wohl meine letzte Reise seyn, klagte sie immer, wenn sie darüber sprach, und behauptete, daß sie eine ausserordentliche Abnahme ihrer Kräfte verspüre. Der eigentliche Grund weshalb sie in Italien herumreisete, waren Sie, lieber Rudolf. Wir machten indessen unsre Reisen vergebens. Alfonso hatte ihr zwar gesagt, daß Sie nach Florenz gegangen wären; allein unterweges irrte uns eine falsche aber sehr wahrscheinlich klingende Zeitung, so, daß wir unserm Wege die entgegengesetzte Wendung gaben. Doch fragten wir überall wo wir hinkamen, nur umsonst nach Ihnen."

„Ganz untröstlich über die fehlgeschlagene Hoffnung bildete sich Valeria

immer fester ein, daß sie bald sterben, oder wenigstens der Welt absterben müsse, und wählte auch schon in der Gegend von Neapel ein reizend gelegenes Kloster, in dem dieses geschehen sollte. Vorher indessen wollte sie doch noch einmal nach Florenz gehen, um Sie daselbst aufzusuchen. Dahin begleitete ich sie, auf ihre inständigen Bitten, ebenfalls. Wir kamen jedoch wieder zu spät. Sie waren so eben nach Ihrem Vaterlande aufgebrochen."

„Nur sehen möchte ich sie noch einmal! sagte Valerie, als ich mich zur Reise nach Deutschland anschickte, und entschloß sich mich dahin zu begleiten. Ich freute mich um so mehr darüber, weil ich durch der

Gräfin Dazwischenkunft und wahrscheinlich sehr leidenschaftliche Aeußerungen gegen Sie, eine Verbindung aufzuheben hoffte, in der Sie wahrscheinlich mit meiner Tochter standen, und welche dieser, wie ich besorgte, nur Kummer und Thränen bereiten müßte, wenn sie vor dem Altare unauflöslich würde.“

„Ich weiß nicht,“ unterbrach Antonien jezt ein hereintretender Diener, „es ist mir als ob Leute mit übeln Absichten unten herumschlichen. Sie betrachten das Haus, flüstern einander zu und zeigen mit den Fingern; kurzum, es ist, als ob's nicht richtig wäre. Kommen Sie nur einmal ins Vorzimmer, gnädiger Herr. Dort kann man sie aus den Fenstern sehen.“

Die Sache war in dieſer unruhigen Zeit nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit. Antonia und ich gingen daher mit ihm. Doch entdeckten wir nichts Beunruhigendes. Die andern Bedienten kamen ebenfalls dazu, ſchalten den Beſorgten höhniſch, und behaupten, daß ſich ſeine Furchtſamkeit niemals verläugnen würde.

Siebzehntes Kapitel.

Als wir zurück in die Stube gekommen waren, und ganz unbesorgt unsre vorigen Plätze eingenommen hatten, fuhr Antonia also fort:

„Unsre bisher etwas übereilte Reise machte uns, als wir nach H. gelangt waren, ein Nachtlager zum Bedürfnis, doch scheuten wir das schlechte Quartier des Gasthofs, worein uns der Postillon geführt hatte, und entschlossen uns einen andern aufzusuchen. Valeria war dahin schon voraus, und ich ging eben darauf zu,

als Sie heraustraten. Ihre Gestalt überraschte mich zwar im ersten Augenblicke, doch schien es mir nachher, als ob sich meine Augen getäuscht hätten.“

„Ein neuer Zufall that das übrige, oder um recht zu sprechen, die Schickung vollendete, was sie eingeleitet hatte; ich wurde, statt in das Zimmer, welches man Valerien eingeräumt, aus Versehen des Kellners, in ein andres gewiesen.“

„Schon wollte ich ihm, der wieder fortgegangen, nachrufen, daß ich wohl im unrechten Gemache wäre, als das Frauenzimmer, dem es gehörte, mir näher trat, dann vor meinem Gesichte zurückfuhr und aus-

rief: Antonia, kommst Du aus dem Grabe, um mich zu strafen?“

„In diesem Augenblicke fühlte sich mein mütterliches Herz angezogen; die kindlichen Züge Leonorens sprachen mich aus dem vollendeten Gesicht der Fremden an, keiner Fremden, sondern meiner Leonora!“

„Was ich ausrief, weiß ich nicht. Ich wußte es vielleicht sogar damals nicht, wie ich es rief, denn für mein Gefühl waren ja doch keine Worte in der Welt. In solchen Momenten giebt es höchstens Töne, welche den Ausdruck des Herzens anzudeuten vermögen. Es war auch gewis an dem Tone, daß mich Leonora erst vollkommen erkannte. Sie erwachte entzückt

an meinem liebenden Busen von ihrer Bewußtlosigkeit. Sie schmiegte sich an mich, von nun an, wie sie mich damals nannte, ihre einzige Stütze.“

„Sie erzählte mir in der Kürze auf welchem Wege sie mit Ihnen war; ihr ganzes Unglück. Wo soll ich nun hin, rief sie, mit meinem verletzten Gewissen?“

„Wenigstens von ihm, von diesem Rudolf! sprach ich, und glaubte, daß nichts sie besser von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes überführen würde, als die Bekanntschaft mit Valerien, welche ich über Leonoren gänzlich vergessen gehabt hatte.“

„Im Begriff ſie zur Gräfin zu bringen, ging ich mit ihr hinaus. Ich fand Valerien, die mich überall geſucht, und meine letzten, ſehr lautgeſprochenen Worte angehört hatte, ganz verſtört vor der Thüre. Die Gräfin verwandte keinen Blick von meiner Tochter, doch wagte ſie auch nicht eine Frage, ſondern führte uns beide auf meine Bitte in ihr Zimmer.“

„Ihrem Leiden unterliegend konnte Leonora keinen Laut von ſich geben; Valeria ebenfalls keinen. Doch ließ die letztre, voll böſer Ahnungen, ihr zorniges Auge nicht ab von meinem Kinde. Ich mußte reden, ſo ſchwer es mir wurde. Leonora, ſprach ich, der Mann mit dem Du hier biſt, hat auch andern Frauen Anſpruch auf ſich

gegeben. Ich bin Zeuge davon. — Mäßigen Sie Ihren Zorn, Valeria, ſagte ich dann zu dieſer. Denn was kann die Unſchuldige für die doppelzüngige Rede dieſes Menſchen.“

„Leonora verſank in ihren Jammer, und es ſchmerzte mich, daß ich ſie noch immer nicht loslaſſen konnte, weil ich ſie vollkommen überzeugen zu müſſen glaubte. Dieſen Ring, Leonora, ſprach ich, ohne die höchſte Bedeutung haſt Du ihm den Ring doch nicht gegeben. Und ich, ich fand ihn durch Zufall — nicht durch Zufall, denn es giebt keinen, am wenigſten hier! Ich fand ihn — wollen Sie ſagen, Valeria, wo, und bei welcher Gelegenheit ich ihn gefunden?“

„Die Gräfin hielt damit nicht zurück, ja sie offenbarte, uneingedenk der weiblichen Schamhaftigkeit mehr, als sie nöthig gehabt hätte. Die Leidenschaft riethe ihr das, und die Hoffnung, sich durch ihre Offenherzigkeit vielleicht von einer Nebenbuhlerin zu befreien.“

„Zu viel, zu viel! rief Leonora: Ich entsage ihm, ich entsage mit ihm meinem Leben! Nur noch so viel Zeit, mein Gott, mich mit meinem Gewissen auszusöhnen! Ich verlange wieder zu meinem Gatten! Mag mir dort wiederfahren, was da will, ich bin auf alles gefaßt!“

„Meinem Kinde stürmische Auftritte von mehr als einer Art zu er-

ſparen; wünſchte ich, daß es zu keiner Auseinanderſetzung zwiſchen uns und Ihnen kommen möchte, und ſtimmte für die heimliche Entfernung. Alle Wahrſcheinlichkeit war indeſſen dagegen, daß dieſe ſelbſt, wenn wir uns unverzüglich auf den Weg machten, mit Erfolg würde können betrieben werden. Entkamen wir auch noch, welches unmöglich ſchien, vor Ihrer Rückkunft, ſo hatten wir doch einen zu unbedeutenden Vorſprung, um nicht von Ihnen eingeholt zu werden, und die Szene der wir in H. vielleicht entgingen, an einem andern Orte zu erfahren. Zu einem heimlichen Aufenthalte in H. hätten wir nöthig gehabt, uns jemand zu entdecken, welches ich ebenfalls nicht für rathſam achtete.“

„Zur Zeit der Gefahr iſt die Liſt allemal am thätigſten, und ſo gerieth ich auf den Einfall Ihnen, an Leonorens ſtatt, Valerien zu geben. Beide hatten dieſelbe Figur, beide ſchwarze Kleidung. Es kam nur darauf an, daß Valeria darein willigte. Herzlich gern; ihre Leidenſchaft kannte in dieſem Momente kein Glück, als Sie zu beſitzen. Ich ſchlug hierauf alles ſo vor, wie es geſchehen iſt. Die Lampen auf der Flur wurden ausgelöſcht, und die Verabredung getroffen, daß Leonore mit Ihnen bis auf die Treppe gehen, und hierauf unter dem Vorwande, ſie habe etwas vergeſſen, zurückkommen ſolle. Valeria ſollte ſodann, als wäre es meine Tochter, zu Ihnen, und mit Ihnen in den Wagen eilen.“

„Auf solche Weise hofften wir, wenn Leonorens Schmerz den Plan nicht verdarb, eine so große Strecke aus einander zu reisen, daß es Ihnen fast unmöglich wurde, Leonoren wieder einzuholen.“

„Valeria drang auf ein Zeichen, daß alles mit Leonorens Bewilligung geschehen sey. Ich willigte sehr gern darein, und meine Tochter, die sich in die Sache ergeben hatte, war sogleich bereit, auf ein Papier, welches ich, statt der herausgenommenen Bildnisse, in den Ihnen wohlbekannten Ring gelegt, ihr gequältes Herz in ein Paar Worten gänzlich zu verläugnen.“

„Bald nach Ihrer Abreise machte

mich alsdann mit Leonoren auf den entgegengesetzten Weg, doch nicht zu ihrem Gatten, wie Valeria Ihnen zu sagen den Auftrag hatte.“

„Das habe ich noch zu erwähnen vergessen, daß Valeria, auf meinen nur leise geäußerten Wunsch von den Umständen bei der Verwechselung und von mir nichts zu erwähnen, den heiligsten Eid, daß ihr von allem kein Wort entschlüpfen solle, in meine Hände legte.“

„Den sie auch gehalten hat,“ antwortete Rudolf auf Antoniens fragende Mine, und nahm zugleich Gelegenheit ganz flüchtig zu sagen, was aus Valerien geworden war.

Achtzehntes Kapitel.

Jetzt war es Antonien, als ob ſie wirklich im Garten flüſtern und ihren Namen dabei nennen höre. Sie ging an das Fenſter, kam indeſſen bald wieder zurück, ſetzte ſich und ſagte: „Nicht das geringſte! So anſteckend iſt aber die Fürchtſamkeit.“

„Grade ſo,“ fuhr ſie fort, „ging es mir auch auf der Reiſe mit Leonoren. Aus jedem Geräuſch hinter uns wollte ſie Ihre Stimme gehört haben,

so daß ich nicht selten zweifelhaft gemacht wurde.“

„Nach Verfluß der Nacht und des darauf folgenden Tages endlich, war sie wegen der Verfolgung durch Sie, etwas ruhiger. Dabei wuchs ihr Zutrauen zu Ihnen wieder so hoch, daß sie kaum noch an die Szene zwischen Ihnen und Valerien glaubte, von der ich doch Zeuge gewesen war, oder daß, wenn sie wirklich dran glaubte, sie solche wenigstens durch eine frühere Verbindung mit Valerien als mit ihr, auf eine recht glaubliche Weise zu beschönigen suchte.“

„Dieses gab mir Gelegenheit der Sache auf den Grund zu kommen. Bisher hatte ich immer besorgt, durch

Fragen nach dem Verhältniſſe mit Ihnen oder mit ihrem Gatten Leonorens ohnehin allzuregen Schmerz in neues Feuer zu bringen. Jetzt, da ſie ruhiger geworden war, ließ ich mir Ihre Geſchichte erzählen.“

„So ſehr nun auch dieſe durch die glühende Farbe, welche den Gemälden der Liebe eigen iſt, verſchönert wurde, ſo gelang es mir doch die Verſchönerungen von der Wahrheit abzurechnen, und es ging mir ein ganz neues Licht über Ihren Charakter auf. Ich ſchalt mich ſelbſt, daß ich von einem aus der Verbindung geriſſenen einzelnen Blatte Ihrer Lebensgeſchichte, Sie hatte beurtheilen wollen, und es ſchien mir jezt mehr als zu wahr, was Leonora zur Ent-

schuldigung des nächtlichen Auftritts in Rom vorgebracht hatte. Schon aus den Briefen von Ihnen, welche an Leonora's Busen ruhten, würde ich mir die Unmöglichkeit erklärt haben, daß Ihnen Valeria jemals das Herz erfüllt haben könnte. Ihre Sehnsucht mußte immer über eine solche Frau weithinausgehen, und nur in Augenblicken der schmählichsten Selbstvergessenheit, meinte ich, hätten Sie sich von dieser Sehnsucht befreit dünken können.“

„O wie beruhigen Sie mich durch diese Worte, theure Frau,„ fiel Rudolf feierlich ein, „und wie muß es mich entzücken, daß Sie, trotz den Hindernissen, welche ich Ihnen durch jene Szene selbst in den Weg legte,

so tief in mein Wesen haben eindringen können. Von diesem Augenblicke fange ich an, mich selbst höher zu achten, und es wird ein Antrieb für mich werden, mich Ihrer Achtung noch würdiger zu machen.“

Er glaubte ihr nun sein ganzes Verhältnis mit Valerien entdecken zu müssen, und von der Wahrheit seiner Rede überzeugt, rief Antonia, als es geschehen war: „Wie richtig doch die Liebe zuweilen urtheilt! Die nähern Bestimmungen abgerechnet, erklärte sich Leonora alles grade so, wie Sie mir's erzählen. Daher ist es auch etwas so heiliges um die Liebe, schon um ihres hohen Glaubens willen, der doch am Ende gemeiniglich mit der Wahrheit zusammentrift! — Und

dieſes herrliche Kind, in deſſen Bruſt ein ſo reiner Stoff für den höchſten Glauben lebt, dieſes mußte ein Raub des Unglaubens werden!“

„Jezt komme ich endlich,“ ſprach ſie, „an das troſtloſeſte dieſer Nachrichten. Ihre Religionsveränderung lieber Rudolf, von der ſie ſagte, brachte mich darauf. Ich prieß in ihr, das Werk des Herrn, und Leonora ſeufzte, daß ſie nicht einſtimmen konnte. Ich verſtand ſie anfangs nicht, daher offenbarte ich ihr jezt, daß es mein Wille gar nicht wäre, ſie ihrem Gatten zuzuführen. Allein ſo oft ich ihr auch vorſtellte, wie ſehr die neue Vereinigung, nach einer ſo öffentlichen Trennung, misrathen müßte; wie die Vorwürfe eines Man-

nes, dem es an Wärme des Herzens mangle, durch ihre schmerzlichste Reue nicht zum verstummen gebracht werden, oder wenigstens bei dem geringsten Anlaß wieder aufleben, und ihr ganzes Leben vergiften würden; wie sie durch die Rückkehr, selbst sein Unglück bereiten würde, mit nichts von allem diesem war sie in ihrem Vorhaben irre zu machen.“

„Nunmehr glaubte ich meine Ursachen, sie dazu zu bewegen, tiefer schöpfen zu müssen, und sagte ihr, daß sie zwar großes Unrecht gethan habe, ihren Mann zu verlassen, jezt aber, da es einmal geschehen sey, das daraus hervorzubringende Gute nicht weggeworfen werden dürfe. Die Religion, in der sie zeither gelebt,

ſey die rechte nicht, doch ſtehe ihr nunmehr der Pfad offen, zu der rechten zu gelangen.“

„O, rief die verblendete Leonora, in dem Hauſe meines Gatten bin ich dem rechten Wege weit näher geweſen!“

„Dem rechten Wege? fragte ich, und es erklärte ſich, daß ſie eine geheime Anhängerin des Augsburgiſchen Bekenntniſſes war.“

„Meine heftige Erſchütterung davon theilte ſich ihr zwar ebenfalls, doch nicht alſo mit, daß ſie Reue über die Sache ſelbſt geäußert hätte. Ihre Betrübnis galt blos dem Zwieſpalt, welcher dadurch nothwendig

bei aller unſrer Liebe gegen einander, im Innerſten der Herzen entſtehen mußte.“

Neunzehntes Kapitel.

„Anhängerin des Augsburgiſchen Bekenntniſſes,“ rief Rudolf, „woher nur das?“

„Sehr natürlich,“ antwortete Antonia, „wie ſie ſogleich hören ſollen. — Nicht lange nach Leonorens unglücklicher Hochzeit, leitete ſich das neue unabſehliche Unglück ein. Ein auswärtiger Univerſitätsfreund vom Hofrath kam ganz unvermuthet in das Haus, mit dem Entſchluſſe, ſich eine

Zeitlang da aufzuhalten. Ich kenne den Mann nunmehro selbst, und kann daher die Beschreibung, welche mir Leonora zuerst von ihm machte, durch meine eignen Beobachtungen theils berichtigen, theils ergänzen.“

„Bei einem nicht sonderlich ausgezeichneten Aeußern besitzt der Rath Walter ein stilles, freundliches Wesen, das jeden einladet, sich ihm zu nähern, weil man auf den ersten Blick entdeckt, daß es nichts Angelerntes ist, sondern aus einem klaren, einträchtigen Gemüthe hervorgeht. Spuren von Tiefe und ausgebreiteten Kenntnissen beleben nicht selten seine Rede, ohne sie jemals arrogant zu machen. Achtung vor fremden Ansichten, die den seinigen widerspre-

chen, und vor allem eine zarte Wehmuth, welche sich seinem Ausdruck der Freude immer ganz ungezwungen beimischt, hält die Herzen, welche er gewonnen, mit einem dauernden Bande fest. Sogar der Hofrath, Leonorens Gatte, der doch überaus mistrauisch seyn soll, setzte ein unbegrenztes Zutrauen auf diesen Mann, und war herzlich vergnügt, daß es ihm in seinem Hause gefallen wollte."

„Daß Leonora an diesem Gefallen großen Antheil hatte, war ausgemacht. Selbst der Hofrath bemerkte das. Allein weit entfernt darüber, in Unruhe zu gerathen, war es ihm vielmehr überaus angenehm, denn auf diese Weise, meinte er, bekäme Leonora einen Gesellschafter, der sie für

seine, bisweilen nur allzuunartrische Art schadlos hielte. Er tobte deshalb auch Waltern, weil er wohl wußte, welche Herrschaft dieser über sich selbst hatte, und bedachte nicht, durch welche Grundsätze sein Freund zu dieser Herrschaft gelangt war, und wie gefährlich diese Grundsätze seiner Gattin werden konnten. Walter war in Sachsen, in einer Herrnhutischen Gemeinde erzogen worden. Er hatte seitdem beinahe stets unter Lutheranern gelebt, und in diesen das Bedürfnis eines Umgangs mit Gott fast durchaus vermißt, das seit seiner Kindheit in ihm genährt worden war. Er schloß sich daher zwar öffentlich an diese Religionsverwandten an, beklagte aber im Herzen ihre Lauigkeit, und sehnte sich lange vergebens nach

einem Herzen, das mit seinen Wünschen übereingestimmt hätte. Noch auf der Akademie fand er es in einem Mädchen, welches nach dem Tode ihrer Aeltern bei ihrer Großmutter lebte, und von dieser zu der stillern Lutherischen Andacht herübergezogen worden war. Walter hing mit ganzer Seele an dem Mädchen, und ihre innre Verwandtschaft wurde beiden von Tag zu Tage sichtbarer. Bald schien jedes von ihnen des andern Seele so gut wie die eigne auszusprechen. Der Himmel war der Ruhepunkt ihrer reizenden Irrthümer, das Centrum ihrer Gedanken. Die fortwährende Spannung indessen, worinnen beide dadurch erhalten wurden, mußte die Gesundheit des zarten Mädchens untergraben, das ohnehin von

jeher ein wenig gekränkelt hatte. Eine heftige Krankheit überfiel sie, worauf sie sich wieder etwas erholte, um bald nachher langsam hinzusterben. Seit ihrem Tode erwartete Walter eigentlich gar nichts mehr auf der Welt. Sie und sein Glück mit ihr, gaben ihm Stoff genug zu seinen, und zur Resignation auf alle andre Freuden. Ruhig und heiter ging er hin, gewis, daß er sie doch dort einmal wiederfinden müsse. Wiederfinden, aber wo, armer Betrogener?“

„In Leonoren schien Waltern in der Folge ein Wesen von derselben Art zu begegnen, das aber erst durch ihn gebildet werden müsse. Er versuchte das, und hatte sich, leider! nicht getäuscht. Lange schon machte

Leonora von einer heiligen Sehnſucht erfüllt geweſen ſeyn, welcher ihre Religion keine Gnüge leiſtete. Ihr Herz öffnete ſich darum dem neuen reizendern Irrthume willig, und verlor ſich bald darauf gänzlich in demſelben. Die Religion der Reformirten konnte in ihrem warmen Herzen keine tiefe Wurzel ſchlagen. Das neue Gift aber iſt lieblicher, und hat ſich ihrer ſchon ſo gewaltig bemächtigt, daß ich weder hier noch dort Hoffnung für die Verlorne erblicke.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Nach einem melancholiſchen Schweigen fuhr Antonia fort: „Ich hatte alle Gründe erſchöpft, welche Leonoren beweiſen konnten, daß es nicht rathſam für ſie wäre, den Gatten aufzuſuchen. Der Name Mutter überwand ſie endlich. Bis dahin hatte ſie noch nicht gewußt, ob ich es wirklich wäre, wenn ſchon ihre Ahnungen ſie darauf hingewieſen. Mutter! Mutter! rief ſie mich umarmend, das ſüße Wort könnte mich

ins ſichtbare Verderben locken, wie Rudolf!“

„Nicht ins Verderben, gute, liebe Tochter, erwiederte ich; vielmehr zu Deinem ewigen Heile. Aber mit dem Seufzer, welcher dabei aus ihrem Munde drang, war mir's, als öffne ſich mir die ſchreckliche Ausſicht auf ihre unglückliche Seele. Wie in Todesangſt preßte ich ſie an meine Bruſt; ſo hätte ich ſterben, und ſie mit mir in den Himmel nehmen mögen.“

„Obſchon mein herber Kummer von Tag zu Tage in dem Verhältniſſe zunahm, in dem ſich der ihrer Seele ſo feindſelige Irrthum immer mehr mit entfaltete, ſo ſuchte ich ihn Leonoren dennoch zu verbergen. Schon wußte

ich die ganze Geſchichte ihrer geheimen Abweichung von der calviniſchen Lehre, und ſetzte noch meine einzige Hoffnung auf die kraftvolle, überredende Sprache des Leonardo, von dem ich in dieſen Tagen in öffentlichen Blättern geleſen, und zu welchem ich mir vorgenommen hatte, mit ihr zu reiſen.“

„Wir waren nicht weit mehr von Ort und Stelle, als Leonora zu frühzeitig gebar.“

Rudolf erblaßte bei dieſer Nachricht. Er wußte zwar alles, aber das Entſetzen, einen ſo unwiderlegbaren Zeugen von Karls Verbindung mit ihr ſichtbar in der Welt zu wiſſen, ja vielleicht einmal ſelbſt zu ſehen, wurde von ſeinem ſtarren Auge ver-

kündigt. Jezt da die Frucht dieser Verbindung da war, konnte er sich solche nicht mehr als die seinige denken, wie damals in dem Augenblicke der heftigsten Aufwallung. Seine Ruhe besaß keinen grimmigern Feind als dieses Kind.

Antonia bemerkte mit der Veränderung in seinem ganzen Ansehen, auch die Ursache davon. Sie faßte ihn daher bei der Hand und sagte: „Ich übergehe Leonorens Schmerzen, welche sie einige Tage lang fast ohne alles Bewußtseyn ließen. Ich sage Ihnen nur, daß ihr Knabe sogleich nach Empfang der heiligen Taufe, wieder verstarb, und glaube mit dieser Nachricht ein neues Leben in ihre Seele zu flößen. Ruhe den Gebeinen

des unschuldigen Kindes, das Ihnen wegen des Vergehens, dessen Sie sich gegen die bürgerliche Ordnung schuldig machten, Gnade von oben erwerben wird. Ohne Ihre Flucht mit meiner Tochter würde der Knabe durch ungläubige Hände die Taufe empfangen haben, die er nun auf meine Veranstaltung während Leonorens Bewusstlosigkeit durch einen Diener der wahren Kirche erhalten.“

„Bis dahin war uns nicht das mindeste von dem Hofrath zu Ohren gekommen, nicht, ob er der Entflohenen nachspüre, noch ob er sie aufgeben wolle. Nach allem, was mir Leonora von seinem Charakter gesagt hatte, hoffte ich fast das letzte. Er besaß zu viel Stolz um einem Weibe,

nach ſolcher Vergehung, den verlaſſenen Platz in ſeinem Hauſe wieder zu geſtatten. Wenigſtens würde er ſie ihr Unrecht bei dem geringſten Anlaß haben fühlen laſſen.“

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

„Leonora war indeſſen mit des Himmels und eines Arztes Beihülfe zum Weiterreiſen wieder fähig geworden, und als wir eines Abends eben unſre Sachen einpackten, blieb ein Wagen vor der Thüre des wenig beſuchten Gaſthofs halten. Leonora warf einen Blick hinaus, und der Name Walter, welcher ihr laut entſchlüpfte, zog mich an das Fenſter, von dem ſie glühend-

noch ſich entfernte, und auf einen Stuhl niederſank.“

„Kommt der Fremde ins Haus? fragte ſie mich bald drauf ängſtlich, und ohne ein Auge aufzuſchlagen. Ich bejahte das, denn er war ausgeſtiegen, blickte mit ſichtbarer Freude nach unſerm Fenſter herauf und eilte in die Thüre hinein.“

„Komme ich recht? rief er dann von auſſen indem er unſre Stube öffnete, und Leonora ſtieß einen lauten Seufzer aus. Recht, und auch nicht! erwiederte ſie, das Tuch vor ihre Augen haltend. Eben von einer ſchweren Krankheit befreit, ſoll ich Ihrem ſtrafenden Auge begegnen?“

„Theure Freundin! rief Walter mit Innigkeit, kann auch dieser Handedruck mir Ihren Blick, Ihr Zutrauen nicht gewinnen? — Zutrauen! fragte sie, wo mögen Sie das Zutrauen zu mir hernehmen? — Von Ihrer Güte, meine Theure! sagte Walter. Leonora seufzte, und er setzte hinzu: Und von Ihren beiden Briefen voll Reue und Ergebung, die nur aus dem besten Herzen geflossen seyn konnten!“

„Bei diesen Worten richtete meine Tochter ihr Auge erschrocken nach mir, und warf sich zu meinen Füßen, Ja, geliebte Mutter, rief sie, so habe ich mit Ihnen umgehen können! Beidemal sahen Sie mich schreiben, und fragten nach dem Inhalte, und beide-

mal, vermochte ich Ihre liebevolle Frage mit einer Lüge abzufertigen. So führt immer ein Verbrechen, das andre mit sich! Ich habe zwei Mal an Walter geschrieben, ich mußte es, theure Mutter. Unmöglich konnte ich es ertragen, von ihm für eine Verworfene gehalten zu werden.“

„Ich nahm hierauf Leonoren in meine Arme und bat sie liebkosend, sich zu beruhigen.“

„Nein, sprach sie, nicht eher, bis Sie selbst mir sagen, daß ich mich so gegen Sie vergehen mußte, daß diese Lügen eigentlich in eine frühere Zeit fielen, als in der sie gemacht wurden; daß sie schon an meinem Hauptverbrechen mit hingen. Sie

hätten mir an Walkern zu schreiben untersagt, wenigstens widerrathen, und doch empörte es mich zu sehr, ihm wie eine Rechtswürdige zu erscheinen. Verzeihung, liebste Mutter! — Von ganzem Herzen wollte ich sagen. Allein die Widersprüche in ihr waren zu stark, als daß sie vermocht hätte, mich ruhig anzuhören. Sie setzte vielmehr sogleich hinzu: Nein, Sie können mir nicht verzeihen, ich habe zu schlecht an Ihnen gehandelt. Sie müssen zuvor von der vortrefflichen Gesinnung dieses Mannes selbst überzeugt werden. — Ihre Hand, Walker, sagte sie dann zu diesem, der sich uns voll Erstaunen genähert hatte. Ich verlangte Nachricht durch Sie, und Sie kommen selbst. Das ist schön von Ihnen, das beweist mir,

daß Sie mich noch achten, oder wenigstens Mitleid für mich haben können!«

„Jezt hielt ſie ein wenig inne, und nun fing Walter an: Ich freue mich herzlich Sie noch früher zu finden, als ich erwarten durfte. Denn erſt auf * * machten Sie mir Hoffnung. Doch das erſchüttert mich, daß es ſcheint, als ſtünde ich zwiſchen den heiligen Banden, welche das Kind an ſeine Mutter knüpfen. Das ſey ferne von mir!«

„Mit andern Worten ſprach er hierauf noch manches, was denſelben Inhalt hatte, und das mit einer Wärme, welche den Eindruck nicht verfehlen konnte, ſo daß wir in der beſten Eintracht von einander ſchieden;

und unſre gemeinſchaftliche Reiſe für den andern Tag verabredeten, auch bis dahin alle eigentliche Nachrichten von beiden Seiten verſchoben, weil unſre Stimmung es für dieſen Abend kaum anders erlaubte.“

„Das ganze Benehmen Leonorens zeugte von nun an, von einem beruhigtern Gemüthe als zeither. Ich erwähnte das, und ſie meinte, die Urſache davon möchte wohl daher rühren, daß ſie das Geheimnis dieſer beiden Briefe nun vor mir ausgeſchüttet hätte. Das war denn auch gar nicht unwahrſcheinlich, ob ich ſchon aus dem allzuoften Nähmen, das ihr von Waltern entſchlüpfte, ſchloß, daß das Bewußtſeyn noch in ſeinen Achtung zu ſtehen, einen wenig-

stens eben so großen Antheil an ihrer Ruhe haben möge.“

„Mein Ausdruck ist vielleicht schuld daran, lieber Rudolf, aber ich sehe an Ihrer Mine, daß Sie Leonoren Unrecht thun; Sie verdient Ihre Bitterkeit nicht im geringsten. Wie gesagt, mein Ausdruck muß Ursache seyn, wenn Sie meynen, daß Leonora das mächtige Gefühl für Sie noch mit einem Andern zu theilen vermöge. Ich habe sie durchforscht, glauben Sie mir, und stets war es der Name Rudolf allein, welcher im Innersten ihres Herzens stand. In Waltern verehrt sie das reine Gemüth, in Ihnen Sie selbst, da ist an keine Theilung zu denken. Auch eigentlich an keine Verehrung, weil dieses Wort

einen Begriff ausſpricht, der viel zu klein und froſtig ausſieht, um von Leonorens Liebe zu Ihnen gebraucht werden zu können.“

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

„Walter,“ ſo fuhr Antonia fort, „reiſete den folgenden Morgen mit uns, und ich wurde bald gewahr, aus welcher Abſicht. Er wollte Leonoren nicht von ihrem Vater abhalten, aber er wollte ſie auch ihrem Gatten wieder zuführen. Von der Nothwendigkeit des letztern Schrittes, fing er kurz nach dem Einſteigen in den Wagen zu ſprechen an, ob er ſchon von ſeinem großen Verlangen des Hofraths nach ſeiner Gattin ſa-

gen, und nur so viel versichern konnte, daß er auf ihre Zurückkunft vorbereitet sey, und versprochen habe, Leonoren keine offenbaren Kränkungen zuzufügen. Ich stellte Waltern vor, wie wenig ein solches Versprechen mein Kind gegen ein drükendes Leben schütze. Er mußte das zugeben. Allein sie könne doch nur in ihrer erfüllten Pflicht Trost finden, sagte er, und wußte sich darüber so schön zu verbreiten, daß Leonora gänzlich auf seine Seite trat, und ich nicht im Stande war ihm etwas Begründetes zu antworten. Antworten hätte ich ihm wohl gekonnt, wenn er unsers Glaubens gewesen wäre. Doch was würde es bei ihm gefruchtet haben, wenn ich ihm auch gesagt hätte, daß Leonora aus den Banden des falschen

Glaubens befreit werden müſſe, bei ihm, der ſelbſt mit der größten Innigkeit an einem falſchen Glauben hing, und dem wahren weit abgeneigter war, als dem calviniſchen, welcher ſich dem ſeinigen näherte?“

„Auch auf Leonoren blieben alle Reden, die ich Abends, wenn wir allein waren, verſuchte, ohne Frucht, und die Freude mein Kind wiedergefunden zu haben, würde mir durch den Jammer es vielleicht für ewig aufgeben zu müſſen, ſchon ganz verkümmert worden ſeyn, wenn ich nicht das größte Vertrauen auf die Ueberredung durch den Vater geſetzt hätte. Aber auch hierin rechnete ich wohl mehr auf ein Herz, wie das meinige, das mit ihm übereinſtimmend glaubte,

denn auf eins, welches in einem andern Glauben gleichsam schon verstockt war.“

„Wir fanden Leonardo, aber nicht wie ich mir ihn gedacht hatte. Meine schönen Hoffnungen, welche schon durch Leonorens Zustand sehr gestört worden waren, wurden um manchen herrlichen Zweig gebracht. Sein Blick war fest, wie ich ihn sonst schon gesehen hatte, ja wohl noch stiller und größer. Sein ganzes Betragen war sogar gleicher und gehaltener als vormals. Allein um so sichtbarer mußte mir die Zerstörung seines Innern werden, je weniger sich die Spuren davon zeigen wollten. Sein Gemüth, seine Plane und die Zeitbegebenheiten das durfte ich nur zusammendenken,

um wahrzunehmen, wie all sein Wirken sich gleichsam mörderisch in seine Seele zurückgezogen hatte. In einer wie marmornen Oberfläche, welche an ihm zu bemerken war, schwieg alles bessre Leben. Er freute sich, mich und sein Kind wieder zu sehen, aber ehe er noch wußte, wie es um Leonoren stand, mischten sich dieser unterdrückten Aufwallung schon merkbare Seufzer bei. Alle seine großen Erwartungen mußten in diesen Tagen den letzten Stoß erhalten haben, darauf rieth ich, und wurde darinnen auch bald durch den Pater Johannes bestärkt. Von diesem vernahm ich, daß Leonardo seit kurzem so gut, wie ausser Wirkung gesetzt wäre, ja wohl gar in einiger Gefahr schwebe. Er sey zermalmt von den bösen Ereigniß-

sen, und verzweifle zuweilen an der göttlichen Vorsehung, weil sie den Argen den Sieg gegeben habe. Einen kurzen Sieg, setzte Johannes mit himmlischem Troste hinzu, aber Leonardo's Augen sind zu trübe geworden, um die Stürme der Zeit zu durchdringen. Er muß sich daher von hier entfernen. Das habe ich ihm gerathen, und er hat mir's zugesagt. In Rom wird ihm ein Stern von neuem, erquickendem Glanze aufgehen."

Drei und zwanzigstes Kapitel.

„Leonardo“ erzählte Antonia weiter, „blieb wirklich so antheillos an allem, daß ich gar nicht versuchte, ihn von Leonorens Schicksalen näher zu unterrichten. Ich wandte mich damit an den Pater Johannes. Allein ob dieser gleich alle Beredsamkeit aufbot mein Kind zurückzuhalten, und besonders sie von der Gemeinschaft mit Waltern abzubringen, nichts als Thränen waren die Früchte davon, und ich wußte nicht einmal, ob diese

Thränen ihr ſelbſt, oder mir galten, da Leonora nicht ſich, ſondern mich auf dem Pfade des ewigen Unfriedens zu ſehen glaubte.“

„Ich werde den zweiten Abend in ** niemals vergeſſen. Kein Menſch ſprach ein bedeutendes Wort, und alle ſahen, wenn ſie ſich unbemerkt meinten, einander ſehr bedeutend an. Leonora fiel mir, nachdem ich ſie einigemal mit ihren Augen auf mich überraſcht hatte, heftig um den Hals, und meine Hände brannten von ihren Küſſen und Thränen. Auch Walter drückte einmal ſtill und traurig meinen Arm an ſeinen Mund. Der darauf folgende Morgen gab den Schlüſſel zu dieſem allen. Leonora und Walter waren in der Nacht heim-

lich abgereiſet, und hatten beide Briefe mit Entſchuldigungen und Abbitten hinterlaſſen. Walter ſagte in dem ſeinigen, daß er Leonoren ihrem Gatten zurückführe, und berief ſich auf die Rechtmäßigkeit der Sache, auf die Unzertrennlichkeit der einmal geſchloſſenen Ehen, welche ja meine Kirche ſelbſt anerkenne. Leonora rechtfertigte ihre Rückkehr auf ähnliche Weiſe, und unterſtützte ſie mit Stellen aus der Lutherſchen Bibel, von der ich ſie ſchon unterweges mehrmals hatte abhalten müſſen.

Hier befiel Antonien ein ſo heftiger Schwindel, daß ſie lange innehalten mußte, ehe ſie folgendermaßen fortfuhr:

„Diese Begebenheit lehrte mich indessen, daß Leonardo noch nicht das Gefühl für die Seinigen verloren habe. Denn er zeigte bei der Nachricht davon große Unruhe, und wollte sogleich selbst hinter den Flüchtigen her, wovon ihn Johannes noch zurückhielt, indem er von Geschäften sprach, die durch ihn in Rom auszurichten wären, und die an sich schon größer, auch weniger fruchtlos zu seyn, schienen. Daß ich, begleitet von einem Diener und dessen Frau, den Versuch machte, sie einzuholen, ließ er sich eher gefallen, ob er schon von dem Erfolge nicht viel Erfreuliches hoffte. So traf es auch zu. Eine Krankheit, welche mich den zweiten Tag nach der Abreise befiel, und eine ganze Woche am Lager festhielt, entfernte mich nur

ähnlich ſo ſehr von den Einzuholenden, daß es ſeltſam würde geweſen ſeyn, wenn ich, bei meinen geringen Kräften, auf dem Vorhaben beſtanden wäre.“

„Sie können Sich leicht vorſtellen, mit welcher Bewegung ich die Rückreiſe nach ** antrat, und was ich heute bei der Nachricht von Johannes Ableben hier fühlen mußte. Ein Brief, den Leonardo mir zurückgelaſſen, und den ich in meinem Zimmer fand, empfahl mir, auf meiner Hut zu ſeyn, indem man die ihm zugedachten Bosheiten, wohl auch auf mich erſtrecken könne. Denn welche Unſchuld, ſetzte er hinzu, wäre dieſen Menſchen zu heilig? — Doch leſen Sie ſelbſt Rudolf, hier iſt der Brief, und ſetzen

Sie sich an meine Stelle. Alles durchkreuzt, nichts als Unglück erblickend, wohin ich mich auf der Welt wende, dürstet mein geängstetes Herz nach der verlornen Stille einer Gott geheiligten Wohnung.“

„Mein Kind, mein armes Kind!“ setzte sie nach einer Weile hinzu und versank in tiefe Trostlosigkeit.

Vergebens suchte Rudolf ihr Gemüth ein wenig aufzurichten, sie schien mehr als dieses seine Entfernung zu wünschen. Doch bat er wenigstens, ehe er auf sein Zimmer ging, daß sie, da es schon spät sey, nun bald durch Ruhe die nöthigen Kräfte zur morgenden Reise sammeln möge.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Schlaf, welcher Rudolfen anfangs geflohen, hatte ſich gegen Morgen endlich mit verdoppelter Kraft eingeſtellt, ſo daß er viel ſpäter erſt erwachte, als er zu reiſen ſich vorgenommen. Wie erſchrack er, als ihm der Haushofmeiſter ſagte, daß Antonia ſchon in der Nacht, mit dem einem Bedienten und deſſen Frau abgereiſet ſey, und nichts für ihn, als die Hoffnung, daß er Nachricht von ihr in Rom finden werde, und die

Vermahnung zurückgelaſſen, dorthin zu eilen.

Der Haushofmeiſter hatte die Umſtände auch mit ſo vieler Wahrſcheinlichkeit vorgetragen, daß Rudolfen kein Zweifel an der Sache eingefallen war, deren Grund er nicht zu begreifen vermochte. Es blieb ihm nichts übrig, als die Reiſe wirklich anzutreten.

Er war ſchon lange unterweges als ihm erſt wieder die Beſorgnis des Bedienten vom vorigen Abend in die Gedanken kam, und daß die andern den Menſchen deshalb verſpottet hatten. Grade dieſer Bediente und deſſen Frau war mit Antonien verſchwunden! Konnte es daher nicht möglich ſeyn

daß die übrigen um Antoniens Verfolgung gewußt hatten?

Diese beunruhigende Möglichkeit verließ Rudolfen nicht wieder, und verbitterte ihm seine Reise außerordentlich.

Da er den Leonardo, wie er schon vermuthet hatte, nicht mehr in der Stadt über der Grenze, sondern blos die Nachricht daselbst fand, daß er bereits seinen Weg nach Rom genommen, konnte er nichts bessers thun, als den seinigen dahin ebenfalls unverzüglich zu verfolgen.

Bei seiner Ankunft in der herrlichen Stadt, ging er den Leonardo, welchen er nicht zu Hause fand, aufzu-

ſuchen. Ein Haufe Volks, der um einen Leichnam beſchäftigt war, erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Ein Franzoſe, rief man, ein Elender! Alles war in Wuth, und niemand zeigte ſich, der durch eine mitleidige Miene den Dolch gemisbilligt hätte, welcher den Feind des Rechts und der Kirche ſo wohl getroffen. Mußte doch ſelbſt die Wache, die dazugekommen war, große Mühe anwenden, damit nicht einige, auf eine Wendung, welche der vermeinte Todte machte, noch einmal zuſtießen. Wen aber erblickte Rudolf in den Zügen des erbleichten Geſichts, das durch dieſe Wendung zum Vorſchein kam? Niemand als den, in deſſen Angelegenheiten er nach Rom gereiſet war, deſſen Züge er nur durch Gemälde kannte, und den er

so lange und sehnlich zu sehen gewünscht hatte, niemand, als Leonardo selbst. O er konnte seine Bewegung und seinen Antheil nicht verbergen, wenn es auch sein Leben gegolten hätte! Er bemerkte nicht einmal, wie schon der ganze Haufe seine wütenden Blicke von dem Blutenden ab, und auf ihn richtete. Er hatte blos das selige Gefühl, daß das Leben aus der Gestalt des Verwundeten immer bedeutender wieder hervordrang.

Sichtbarlich hatte Rudolf selbst großen Theil an Leonardos schnellerem Wiederaufleben. Denn von dem ersten schmerzlichen Ausrufe, den jener gethan, heftete der Graf seinen Blick auf ihn, und sog aus der Freude dieser freundlichen Gestalt die Kraft zum

Leben wieder zu, um welche ihn schon die feindseligen Mienen der übrigen Umstehenden leicht hätten bringen können.

Das traurige Räthsel löste sich nun. Leonardo war aus bloßem Argwohne, daß er zu der verhaßten französischen Nation gehöre, niedergestoßen worden, ehe er ein Wort aufzubringen vermocht hatte, und es wurde ihm, nunmehr wieder zu sich gekommen, überaus leicht, durch bei sich tragende Papiere diesen Verdacht gänzlich abzuwenden.

Wie veränderte das, und ein Paar Silben aus seinem Munde den Sinn der Umstehenden. Gleichwie sie ihn, von grundlosem Mistrauen

verleitet, bitter gehaßt hatten, so theilnehmend gaben sie sich ihm nunmehro hin. Ein jeder wollte beitragen, ihm in die Sänfte zu helfen, welche herbeigeholt worden war.

Leonardo wandte auf Rudolf einen Blick, der die Klage zu enthalten schien, daß er sich dieser gehaltlosen Masse Lebenskraft hingeopfert, und suchte, wie man ihn in seine Wohnung gebracht hatte, aus dem Schwarme, welcher mitgelaufen war, zuerst den Fremden heraus, der in seinem Herzen so einheimisch schien. Die Uebrigen bat er, sich zu entfernen.

Als der herbeigerufene Arzt, nach Untersuchung von Leonardo's Wunden, die Versicherung gegeben hatte,

„Diese Begebenheit lehrte mich indessen, daß Leonardo noch nicht das Gefühl für die Seinigen verloren habe. Denn er zeigte bei der Nachricht davon große Unruhe, und wollte sogleich selbst hinter den Flüchtigen her, wovon ihn Johannes noch zurückhielt, indem er von Geschäften sprach, die durch ihn in Rom auszurichten wären, und die an sich schon gröſſer, auch weniger fruchtlos zu seyn schienen. Daß ich, begleitet von einem Diener und dessen Frau, den Versuch machte, sie einzuholen, ließ er sich eher gefallen, ob er schon von dem Erfolge nicht viel Erfreuliches hoffte. So traf es auch zu. Eine Krankheit, welche mich den zweiten Tag nach der Abreise befiel, und eine ganze Woche am Lager festhielt, entfernte mich nur

ihrlich so sehr von den Einzuholenden, daß es seltsam würde gewesen seyn, wenn ich, bei meinen geringen Kräften, auf dem Vorhaben bestanden wäre.«

„Sie können Sich leicht vorstellen, mit welcher Bewegung ich die Rückreise nach ** antrat, und was ich heute bei der Nachricht von Johannes Ableben hier fühlen mußte. Ein Brief, den Leonardo mir zurückgelassen, und den ich in meinem Zimmer fand, empfahl mir, auf meiner Hut zu seyn, indem man die ihm zugedachten Bosheiten, wohl auch auf mich erstrecken könne. Denn welche Unschuld, setzte er hinzu, wäre diesen Menschen zu heilig? — Doch lesen Sie selbst Rudolf, hier ist der Brief, und setzen

Sie ſich an meine Stelle. Alles durchkreuzt, nichts als Unglück erblickend, wohin ich mich auf der Welt wende, dürſtet mein geängſtetes Herz nach der verlornen Stille einer Gott geheiligten Wohnung.“

„Mein Kind, mein armes Kind!“ ſetzte ſie nach einer Weile hinzu und verſank in tiefe Troſtloſigkeit.

Vergebens ſuchte Rudolf ihr Gemüth ein wenig aufzurichten, ſie ſchien mehr als dieſes ſeine Entfernung zu wünſchen. Doch bat er wenigſtens, ehe er auf ſein Zimmer ging, daß ſie, da es ſchon ſpät ſey, nun bald durch Ruhe die nöthigen Kräfte zur morgenden Reiſe ſammeln möge.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Schlaf, welcher Rudolfen anfangs geflohen, hatte ſich gegen Morgen endlich mit verdoppelter Kraft eingeſtellt, ſo daß er viel ſpäter erſt erwachte, als er zu reiſen ſich vorgenommen. Wie erſchrack er, als ihm der Haushofmeiſter ſagte, daß Antonia ſchon in der Nacht, mit dem einem Bedienten und deſſen Frau abgereiſet ſey, und nichts für ihn, als die Hoffnung, daß er Nachricht von ihr in Rom finden werde, und die

„Wie, soll ich um dieses elenden Leichnams willen, meine bessere Natur beängstigen und zurückhalten? Sollte ich nicht lieber ihn, die Bedingung meines Lebens auf dieser traurigen Welt, gänzlich von mir werfen? Sieht es doch schon beinahe aus, als ob ich wirklich Geschmack an derselben fände, da ich mir Bedingungen von ihr gefallen lasse?“

Rudolf hätte gern über das Einseitige dieser Ansicht mit ihm gesprochen, aber Leonardo hielt ihn mit einer Ehrfurcht gebietenden Mine davon ab, und lenkte die Rede wirklich auf des Johannes Tod.

„Ich bitte Sie um diese Nachrichten, und das jezt!“ sagte Leonardo, als

Rudolf damit zögerte, und dieser konnte des Grafen Blicke, und den Fragen, die, wenn er sie nicht befriedigte immer hastiger zurückkamen, nicht widerstehen, so bedenklich auch unter andern sichtbaren Wirkungen auf Leonardo das Sehnen war, womit er nach dem höhern Leben schaute, zu welchem Johannes eingegangen, und besonders die heftige körperliche Bewegung, welche seine hastigen Fragen gewöhnlich begleitete. Die letztere mochte auch Ursache gewesen seyn, daß sich der Verband von der Wunde geschoben hatte, wie Rudolf nunmehr bemerkte.

Leonardo schalt ihn freundlich, als er die Binde zu befestigen suchte, und dann hinausging, um den Arzt rufen zu lassen.

Während Rudolf draußen geweſen war, mochte Leonardo die Binde mit Fleiß wieder verſchoben haben, denn er betrachtete, wie jener hineintrat, mit Lächeln das Blut, welches ziemlich ſtark aus der Wunde quoll.

Rudolf bat ihn ſich zu bedenken, und dem Sturme zu gebieten, der in ihm gegen das Leben erhoben war.

„Sturm?“ fragte Leonardo kopfſchüttelnd und richtete ein ſtilles Auge nach ihm. „Wo ſoll Sturm in der Zufriedenheit ſeyn, mit der ich dieſem armſeligen Leben ſeinen Lauf laſſe. Es mag ausweden. Der Himmel hat mir ſelbſt den Weg gezeigt, er hat mein Gebet erhört, und will mich befreien. Soll ich mich erkühnen ſei-

nen Verfügungen in den Weg zu treten?“

Rudolf sah ein, wie wenig in diesen, bei aller anscheinenden Ruhe ungestümen Augenblicken, die Auseinandersetzung des Wahren und Falschen auf ihn fruchten würden. Daher ließ er's beim Bitten bewenden, und wurde damit so dringend, daß Leonardo nicht widerstehen konnte, und die Weigerungen gegen den Verband aufgab, welchen Rudolf nochmals versuchte.

Als der Arzt kam, war Leonardo vor Mattigkeit eingeschlummert. Rudolf machte ihn mit dem Vorgefallenen bekannt, und vernahm, daß er, unter diesen Umständen, dem Kranken

ſo nicht wieder vor das Geſicht kommen möchte, weil ſonſt niemand ſeine Wiederherſtellung verbürgen könne. Doch half, als Leonardo wieder erwacht war, kein Zureden des Arztes und eines Paters, den dieſer ſich beigeſellt hatte, Rudolf mußte herzu, denn die Anſtrengung, mit welcher der Kranke unausgeſetzt nach ihm verlangte, drohte ſeinem Leben noch gefährlicher zu werden.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

„Sie haben“ redete Leonardo Rudolfen mit schwacher Stimme an, „Sie haben meine wertheſten Sachen mitgebracht, lieber Linden. Wäre das Madonnenbild etwa bei der Hand, ſo bäte ich, daß Sie mir's hier gegenüber an die Wand hängen ließen.“

Rudolf traf ſogleich dieſe Veranſtaltung und Leonardo ſprach:

„Nicht Andacht, mein Theurer,

ist es, was mich zu dieser Bitte vermocht hat, und doch auch Andacht, wenn Sie wollen. Ich möchte gern mit einem dankbaren Gemüth von dieser Welt Abschied nehmen, und die Täuschungen vergessen, welche mir in ihr wiederfahren sind. An der Blüte meines Lebens möchte ich mich berauschen, und alle süßen Erinnerungen umher versammeln, um darüber diese unglückliche Zeit zu vergessen, in der man entweder dem Nichts leben, oder verzweifeln muß. O Du theures Bild" rief er hierauf, die Arme danach ausbreitend, „und auch Du!" sprach er bald nachher, indem er seine Brieftasche, die neben ihm lag, eröffnete, und das Miniaturgemälde von Antonien und ihrem Kinde herausnahm, welches ein Band mit

dem Namen Leonardo umwunden hielt.

„Sehen Sie hier, mein Theurer?“ fuhr er fort. „So sah Leonora in ihrer Unschuld aus! Ich glaubte damals zu fest an den süßen Schein ihres kindlichen Auges um ihr den Irrthum für gefährlich zu halten. Warum mußte ich mich doch in allem täuschen. Doch nicht in allem! Nein, Du, Antonia, himmlische Seele, Dich werde ich dort in Deiner ganzen Reinheit wiederfinden! Und Dich nicht, Leonora?“ fügte er unruhig hinzu. Doch getröstet und mit Zuversicht, sprach er bald darauf! „O gewis, auch Dich, auch Dich! Der Himmel wird gnädig auf die Verirrte herabsehen, und ihr seinen Schoos nicht

verſchließen. Iſt doch ihr Herz gewis ſeiner würdig geblieben; ihr Glaube wird es jenſeits werden!“

Beruhigt redete er ſodann von dem Bilde und erzählte Rudolfen, wie er es grade neben ſich gehabt, als die Banditen ihn überfallen hätten. Es ſey in dem Augenblicke von ihm außer Acht gelaſſen worden, weil er nicht geargwohnt habe, daß den Mördern an dieſem Porträt etwas gelegen ſeyn möge. Erſt als ich mir mein Leben erkauft hatte, und ſie mit dem Bilde fort waren, fiel es mir ein, daß es ihnen, weil ich es gewöhnlich auf der Bruſt trug, wohl zum Beweiſe meiner Ermordung dienen könne. Seitdem, ſagte er, habe er das Gemälde lange entbehren müſſen, und es ſey ihm das

liebste Stück aus der ganzen Verlassenschaft seines unglücklichen Bruders geworden.

Wirklich schien Leonardo von den holden Erinnerungen etwas beruhigt zu werden, so daß Rudolf, der zeither noch immer angestanden hatte, ihm, Johannes Auftrage gemäs, Antonia's Handschrift zu geben, diese in seine Hände niederlegte.

Rudolf hatte damit nicht wohlgethan, wie der Arzt, welcher nun mit dem Geistlichen wieder erschien, kopfschüttelnd bemerkte. Ohngeachtet Leonardo die ganze Geschichte aus Antonia's Munde selbst gehört hatte, so war ihm doch diese Schrift, der Zeit wegen, in der sie geschrieben war,

etwas neues. Auch fehlte natürlich in Antonia's mündlicher Mittheilung das Detail von mancher erschütternden Szene, welche er im Manuscripte ausführlich beschrieben fand. Daher hatte Leonardo's Entzücken kein Maas, was auch der Arzt und der Pater bieten mochten.

„O so laßt mich“ rief er, wie sie in ihn drangen, die Handschrift bei Seite zu legen, „ich kenne meine Bedürfnisse wahrlich besser, als ihr. Ihr möchtet mich gern der Erde erhalten, und diese Buchstaben knüpfen mich an den Himmel. Soll ich euch oder ihnen vertrauen?

„Irrthum, lauter Irrthum!“ rief der Geistliche eifernd. Wollen Sie

ungerufen vor dem Herrn des Himmels und der Erde zu treten wagen?“

„Ungerufen!“ sprach Leonardo, indem er sich im Bette aufrichtete. „O ihr Kurzsichtigen und Tauben! Bin ich denn nicht gerufen, da mir meine Seele sagt, daß ich hier keine Heimath mehr habe? Muß ich nicht eine mir zu erstreben suchen, oder wollt ihr meine Seele zum todten Instrument dieses gebrechlichen Körpers machen? Und selbst diesen Körper kennt ihr nur schlecht, wenn ihr meint, daß er seine Erhaltung wünsche.“

Der Geistliche warf seine Blicke auf den Arzt und der verordnete andre Mittel. Allein der Erfolg war kein besserer und konnte keiner seyn, weil

alle Reden und Handlungen Leonard's nichts Gewaltsames, sondern das Gepräge einer vollkommenen Besonnenheit an sich trugen. „Werfe ich denn,“ sprach er unter andern einmal, werfe ich mein Leben muthwillig von mir? Lasse ich ihm nicht vielmehr meinen Lauf? Ihr allein wollt ihn hemmen, und die kurzen schönen Augenblicke, die mir noch übrig sind, zu langen, gehaltlosen Stunden ausdehnen!“

Der Geistliche sagte hierauf etwas unbefriedigendes und der Arzt zuckte die Achseln. Seinem Sinne nach war dazu auch wirklich Ursache vorhanden. Die an sich nicht sehr bedeutende Wunde war durch den Schmerz, welcher schon zuvor aus dem Gemüthe

zerstörend auf Leonardo's Körper gewirkt hatte, gefährlich worden, und die Kraft, mit der seine Seele immer noch fortarbeitete, zerrüttete ihn vollends, so daß bald kein Zweifel mehr an seiner nahen Auflösung übrig blieb.

Er hatte nur wenig Wünsche noch, unter andern den, Antonia's Schicksal zu wissen, bevor er aus der Welt ginge. Auch Rudolf sehnte sich sehr danach. Bis dahin war ihm die versprochene Nachricht ausgeblieben.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Es war grade einmal Abends in einem, von Leonardo's klarſten Momenten, daß endlich zwei Briefe von Antonien ankamen, an Leonarden einer, und einer an Rudolf.

Rudolfs Furcht war grundlos geweſen; Antonia war freiwillig aus ** gegangen. Einen Brief an Leonoren, von dem man ihr in der Verwirrung,

die es im Hauſe gab, zu ſagen vergeſſen, hatte ſie, als ſie zu Bette gehen wollen, in ihrem Schlafgemach gefunden. Die Sehnſucht in der ſie grade nach ihrem Kinde geweſen, wirkte zugleich mit dem Inhalte des Briefes auf Antonien. In letzterm ſtand nämlich die Nachricht, daß das Ableben von Leonorens Knaben Urſache zu Auflöſung aller Bande zwiſchen ihr und ihrem Gatten geweſen war. Ein Schreiben des Hofraths an Walteren hatte dieſen, der ihn davon Nachricht gegeben, geſagt, daß der Gedanke an dieſes Kind das Einzige geweſen wäre, was ihn zu ſeiner Gattin Wiederaufnahme habe bewegen können. Von nun an wären ſeine Verhältniſſe mit Leonoren gänzlich aufgehoben. Er habe bereits die obrigkeitliche

Scheidung ausgewirkt, und sey auch schon mit einem Mädchen in Verbindung getreten, welche sich hoffentlich auf den Werth der häuslichen Glückseligkeit besser verstehen werde. Lieb würde es ihm seyn, wenn Walter, dessen Neigung zu Leonoren er wohl bemerkt habe, mit ihr glücklich werden sollte. Rathen könne er indessen zu keiner Ehe mit ihr, weil es einem Weibe, das so sehr alle Pflichten aus den Augen zu setzen vermöge, unmöglich werden müsse, irgend einem Manne ein so dauerndes Glück zu gewähren, als er Waltern von Herzen gönne. Noch hatte der Hofrath hinzugesetzt, daß er ihr ein anständiges Jahrgeld aussetzen werde.

Das letztere hatte Walter in Leono-

rens Namen sogleich ausgeschlagen, und sonst auf das ganze Schreiben kein Wort erwiedert.

Leonorens Brief, welchen Antonia beigefügt hatte, zeugte von einer höchstbekommenen Seele. Walters Trost, sagte sie, sey das einzige, woran sie sich zuweilen noch aufrichte. Alles übrige könne ihr keine fröhliche Aussicht verschaffen. Rudolf, setzte sie noch hinzu, sey leider, von einer Religion, welche sie niemals annehmen dürfe.

Dieses war es denn, wie Antonia schrieb, besonders gewesen, was sie so unruhig gemacht, und mit so fürchterlichen Ahnungen erfüllt habe, daß sie sogleich beschlossen, Leonoren

nachzueilen, und ſie mit ſich zu nehmen. Rudolfen hatte ſie davon nicht benachrichtigen wollen, weil ihm unter dieſen Umſtänden das Vollbringen der Zuſage, welche er dem Johannes zur Reiſe nach Rom gegeben, ſehr ſchwer geworden ſeyn würde. Aber, als ob ſie dieſe Tochter niemals erreichen ſolle, ſagte Antonia in ihrem Briefe, als ob die Hölle ſich immer zwiſchen ſie und Leonoren lagre, habe dasmal wieder eine Krankheit ſie in Deutſchland überfallen und zurückgehalten, und halte ſie noch. Wahrſcheinlich ſey auch wegen der Kriegsunruhen in dieſer Gegend, kein Brief, deren ſie mehrere geſchrieben, an ihre Tochter gelangt, weil dieſe ſonſt gewis zu ihr geeilt ſeyn würde.

Antonieus Brief an Rudolf ſchloß

ſich mit der Bitte, Leonoren dieſes möglichſt aufzuſuchen. Niemand als er vermöge vielleicht ihrer Seele die allein heilſame Richtung auf das ewige Licht zu geben, drum ſolle er ja keine Zeit verlieren. Der Weg, den Leonora genommen, war in ihrem Briefe angezeigt, ſo wie der Ort, wohin ſie endlich gedachte; es war ein Gut, welches Walters Schweſter zugehörte.

„Wie können Sie noch unentſchloſſen bleiben, lieber Linden?“ fragte Leonardo Rudolfen, den dieſe Dinge ganz ſprachlos gemacht hatten. „Sie müſſen unverzüglich die Reiſe antreten. Oder wollten Sie lieber Ihre Zeit hier an einen ſo gut wie Geſtorbenen verſchwenden, und darüber die Lebenden

und vielleicht den Zweck Ihres ganzen Lebens zu versäumen? Ja, den Zweck Ihres ganzen Lebens. Wundern Sie sich nicht, daß ich in den letzten kalten Augenblicken Ihre schwärmerische Sprache führe. Ich habe Erfahrung genug gesammelt, um einsehen zu können, daß ohne Leonoren Ihr ganzer Gesichtspunkt verrückt, und all Ihr Streben verloren seyn würde. Sie ist zu fest in jede Ihrer Ideen verwachsen, um sie da herausreißen zu können. Unrecht haben Sie freilich gethan, dieses zuzulassen, doch muß man das Geschehene immer zum Besten kehren. Der Anfang einer neuen Laufbahn würde Sie vernichten, und Leonoren vielleicht nicht weniger. Eilen Sie daher. Der Himmel begleite Sie, der Sie vielleicht unter-

ſehen hat, ſeine Kirche um eine Gläubige zu vermehren.“

Rudolf erwiederte auf dieſes, daß er, möchte auch entſtehen was da wolle, ihn ſo nicht verlaſſen könne. Leonardo aber richtete ſich auf und ſprach voll Eifers: „Iſt das ein Beweis Ihrer Achtung vor dem Sterbenden, daß Sie ſeinen Rath ſo wenig in Ehren halten? Schließt ſich meine Bahn doch ruhiger, als ichs hoffte, da ich Antonien in Freiheit weiß, und für Leonoren eine glückliche Ausſicht erblicke. Daß Antonia krank iſt, kann mir nur in ſo fern Unruhe machen, als ſie dadurch von ihrem Kinde getrennt wird. Weiß ich doch, daß die heftigſte Krankheit allezeit die nächſte Ausſicht auf ein beſſeres Leben hie-

tet, wonach sie von Jugend auf unabläſſig gerungen hat!“

Eine vollkommene Erſchöpfung trat nunmehro bei Leonardo ein. Doch gab er Rudolfen noch ehe er ihr gänzlich unterlag, ſeinen Segen zur Verbindung mit Leonoren aufs Feierlichſte, und nickte ihm dann von Zeit zu Zeit Beifall, daß er die Anſtalten zu der Reiſe ernſtlich betrieb, welche den Morgen drauf vor ſich gehen ſollte. Noch ehe der Morgen anbrach, war Leonardo entſchlafen.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Mit Leonardo's Verſcheiden machte das Gefühl für fremde Leiden, das ſeither Rudolfs Gemüth beſeſſen hatte, den eignen Platz. Was hatte er auf Leonardo gehofft, und wieviel nun von ihm geſehen? Was überhaupt gehofft, und wieviel erreicht? Führte ihn nicht jeder helle Schein, der ihm die Nacht des Lebens zu erleichtern verſprach, in ein noch tieferes Dunkel? Was war aus ſeiner Kunſt geworden, welche einſt ſo mächtig aus dem Keime brach? Wußte er doch

kaum noch daß er Künſtler war! Das, wodurch er ſie zu erheben dachte, hatte ſich ihm nach und nach zur Bedingung ſeiner ganzen Kunſt aufgedrungen, und wie ſtand es jezt um dieſe Bedingung! Leonora, ſeiner Religion abgeneigt, und mit einem Andern, deſſen Gottesdienſte ſie ergeben war, was für Heilſames konnte ihm hieraus entſtehen? Dünkte es ihm doch zuweilen ſchon, als ob die Wirklichkeit von keiner ſeiner Ahnungen etwas wiſſen wollte, und als ob dieſe immer mehr und mehr das Anſehen leerer Träume gewönnen. Ach, er hatte Momente, wo ihm alles Beſſere und Heilige verdächtig wurde. In ſolchen ging, was ſich ihm erſt in einem ſo heitern Zuſammenhange gezeigt hatte, nun, da er die Früchte davon

genießen wollte, immer weiter und weiter auseinander, und sagte ihm, daß das ganze Verhältnis, das er vormals in seinen Begebenheiten bewundert, und der Zweck der letztern, nicht in ihnen selbst, sondern blos in seiner Einbildungskraft gelegen hatte. Er sah wie die Menschen um ihn her in dem Maaße glücklicher waren, je weiter sie sich von seiner Denkweise entfernten, und dem blinden Zufalle dahingaben, ohne auf etwas Höheres, als das Irdische, ihre Bestrebungen zu richten, und wenn er schon nicht gemacht war, nach solchem Glücke zu ringen, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß sein gegen das Niedre kämpfender Geist, ihm niemals einen glücklichen Zustand auf dieser Welt verstatten könne.

Freilich waren es höchstens Stunden, in denen Rudolfen solche Betrachtungen verfolgten, aber welch eine lange Zeit bedurfte sein Gemüth, um sich von einem so unbeschreiblichen Elende ein wenig zu erholen!

Keine Reise war ihm noch so bitter gewesen, als die gegenwärtige, denn je höher ihn diesmal die Hoffnung erhob, desto tiefer stürzte er unmittelbar darauf in den Abgrund.

Eben als er wieder einmal voller Glauben, an den theuern Vorbedeutungen hing, als ihm sein Leben, wie ein, zwar bis jezt noch unvollkommenes, Kunstwerk, aber doch wie etwas erschien, das alle Anlage hatte, sich noch künftig zu einem Ganzen zu run-

den, führte ihn sein Unstern vor das Bild, welches er in Florenz erfunden und verkauft hatte. Der Käufer begegnete ihm in — — wo er durchreisete, auf der Straße, zeigte Freude ihn wieder zusehen, und zog ihn in sein Haus um sich über den Werth einiger neuerkauften Gemälde mit ihm zu besprechen.

Kaum erblickte Rudolf jedoch seinen Dreß, so erschrack er aufs Heftigste und war für keinen Gegenstand weiter da. Je matter sein Körper durch die dauernde Anspannung, und den steten Uebersprung zu entgegengesetzten Gefühlen geworden war, desto reizbarer und abenteuerlicher zeigte sich seine Einbildungskraft. Die Furien des Gemäldes schienen auf ihn

eindringen zu wollen, und als ob es seine Stiefmutter wäre, deren blutigen Schatten sie ihm vorhielten, sank er ächzend vor dem Bilde nieder, ohne ein Auge davon abzuwenden. Er meinte das schrecklichste Urtheil Gottes über ihn in diesem Gemälde zu sehen. Er hatte, wie er sich jezt mehr als jemals überredete, seine eigne That, durch Eingebung, im voraus aufgezeichnet, damit er sich gleichsam selbst vernichten möchte. Schien es ihm doch bald sogar, als ob der Schatten auf dem Bilde die Züge seiner Mutter, und Orest eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihm selbst hätte!

Erschüttert von Rudolfs wilden Geberden, rief der Besitzer des Bildes einige von seinen Leuten herbei,

und ermahnte ihn dann, die Stelle zu verlaſſen, auf der er wie eingewurzelt liegen blieb. Allein dazu war er lange nicht zu bewegen.

Nach mehrern fruchtloſen Verſuchen, fragte er, ob er ſich der Ahndung des Himmels auf freche Weiſe entziehen ſolle? Ob man nicht ſähe, daß er das ganze Bild mit dem Blute ſeiner Mutter, die er ſelbſt erſchlagen, habe malen müſſen?

Sogar ſeine neue Religion war ihm durch den Gedanken an den Schritt zu ihr, der ſeiner Stiefmutter das Leben abgekürzt hatte, in dieſem Momente, verdächtig worden. Doch brachte ein herbeigeholter verſtändiger Prieſter, durch eindringende Vorſtel-

lichen Kleidern, und schien von langem Warten ungeduldig.

Rudolf hatte einen zermalmenden Gedanken, er entfernte ihn aber, ob ihm schon der Muth fehlte, sich nach der Ursache dieser Feierlichkeit zu erkundigen. Im Schlosse selbst, wohin er nun gelangte, war alles niedergeschlagen und sonderbar. Er verlangte gemeldet zu seyn, und das schien auch jemand thun zu wollen. Man mußte ihn aber wieder vergessen haben, denn es kam keine Antwort.

Durch mehrere einsame Zimmer ging er hierauf und gelangte in eins, wo er erstarrt an der Thüre stehen blieb. Seine zuvor noch dunkle Ahnung sprach ihn hier bestimmt und in

dem schneidendsten Tone an. Im höchsten Schmucke lag Leonora auf den Knien und schluchzte über einem Kruzifixe. Ihr heftiges Händeringen gab zu erkennen, daß der Stral des himmlischen Lichtes ihre Seele noch nicht erreicht hatte.

Endlich kam doch die Entschlossenheit, und sie schrieb auf ein Papier, welches neben ihr lag, einige Zeilen, und brach es eilig in Briefform zusammen. Drauf erhob sie sich, wollte damit aus dem Zimmer, und Rudolf fiel ihr in die Augen. In demselben Augenblicke trat Walter in festlicher Kleidung ebenfalls zur Thüre herein.

So überraschend auch Rudolfs Erscheinung Leonoren kommen mußte, so

ſchien ſie doch auf gröſsere Dinge gefaſst zu ſeyn, um davon gestört zu werden. Von dem heftigen Kampfe, worinnen er ſie eben geſehen hatte, war nicht eine Spur mehr auf ihrem Geſichte. Die Züge deſſelben floſſen, von keinem Sturme aufgeregt, mild und lieblich in einander, und auf der ruhigen Stirn glänzte der Friede, den ſich Leonora mit ſo groſser Anſtrengung erſtritten hatte.

„Sie ſind zur rechten Zeit gekommen, Rudolf,“ redete ſie dieſen an, und reichte ihm die Hand. Mit der Linken übergab ſie Waltern einen Brief, denſelben an dem ſie eben noch ein Paar Zeilen geſchrieben hatte. Dann ſprach ſie zu Rudolfen: „Walter mag Ihnen das übrige mittheilen, Rudolf.“

„Zürnt mir nur nicht!“ setzte sie bald darauf hinzu, indem sie beide mit bittenden Augen ansah, und zwischen ihnen hindurch, wie ein überirdisches Wesen ging.

Beide Männer blickten ihr noch nach, als sie schon aus dem Zimmer war; beide hatten kein Wort für einander, als sie sich nun allein gegenüberstanden. Eine Umarmung, wozu sie eine Vorempfindung von Leonorens Entschlusse zu führen schien, war alles, was zwischen ihnen vorfallen konnte.

Rudolfs Blick senkte sich sodann auf das Papier, welches Walter von Leonoren erhalten hatte, und dieser ging

damit in ein Fenſter, es zu entfalten, und zu leſen.

Rudolf ſchlug während der Zeit ſein zur Erde gehendes Auge dann und wann nach ihm auf.

Es währte lange ehe Walter mit dem Briefe fertig wurde. Er fühlte zu gut, daß ihm zu einem Geſpräch mit Rudolfen die nöthige Faſſung abging, und ſchien ſich während des Leſens darauf vorzubereiten. Nur mochte der Inhalt des Briefs nicht ſehr fähig ſeyn, ſein Gemüth zu einer tiefen Ruhe zu bringen. Es mußte jedoch etwas gethan werden. Er ging daher endlich auf Rudolfen zu, und ſuchte die Sache durch einen Kuß einzuleiten. Bis zu einer Erzählung konnte er es indeſ-

sen nicht bringen. Nach einer abermaligen Pause fing er mit gepreßter Stimme an: „Wahrscheinlich haben mich die Anstalten im Dorfe und im Hause hier, der Erzählung, wozu dieser Tag bestimmt seyn sollte, bey Ihnen überhoben. Der Brief, den ich so eben erhalten, vernichtet alles. Er ist gestern Abend und diesen Morgen geschrieben, und jezt für Sie so gut als für mich. Lesen Sie selbst.

Dreißigſtes Kapitel.

„Nur zu lange, mein theurer Walter!“ fing der Brief an, „habe ich ein ſtrafbares Schweigen beobachtet. Ich bin an allem Schuld, das fühle ich ſchmerzlich. Ich wußte, wie fein Ihre erſten Bemühungen für mein Heil waren, wie Sie nichts als dieſes im Auge hatten, und bewahrte meine Dankbarkeit vielleicht nicht ſorgſam genug, vor dem Anſtriche eines ſtärkern Gefühls. Allmählig kam ich wirklich zu der Beſorgnis, daß ihre

Neigung zu mir eine beſtimmtere Form annehmen, und von dem Eigennutze um ihre Lauterkeit gebracht werden könnte. Da hätte ich Widerſtreben zeigen ſollen! Allein ich verwies mir meine Beſorgnis, ſobald ich Ihr Betragen gegen mich die gewohnte Feſtigkeit und Ruhe wieder annehmen ſah, womit ſie vordem immer ſo hoch über mir geſtanden hatten.“

„Wie ein Blitzſtral traf mich Ihre Erklärung. Ich offenbarte den Zuſtand, worein ich dadurch verſetzt wurde, Ihrer Schweſter, und täuſchte mich, indem ich auf guten Rath und Troſt von ihr hoffte. Sie liebte den theuern Bruder allzuſehr, um nicht ſeine Schwäche zu überſehen, und Ihrer Liebe, durch das Anführen, wie

unglücklich Sie eine Zurückweisung von mir machen würde, bei mir das Wort zu reden. Der Gedanke an Ihr Unglück verleitete mich zur Nachgiebigkeit. Die bittenden Augen Ihrer Schwester, denen ich überall begegnete, kamen dazu, und ich gerieth in eine solche Betäubung, daß ich mir selbst ganz fremd vorkam, und so der Feierlichkeit, welche morgen statt finden soll, entgegengeführt wurde.“

„Statt finden? Nein, Walter, ich will alle meine Kraft aufwenden, Ihnen die Ihrige wiederzugeben, und dann kann sie unmöglich statt finden. Sie waren es, Walter, welcher um des göttlichen Gebots willen meine erste Ehe nicht getrennt wissen wollte. Und nun möchten Sie doch Ihrer Lei-

beitschaft zu Gefallen, einem ähnlichen Gebote Gottes entgegen handeln, und die Geschiedne zur Frau nehmen?

„Nein, theurer Mann, Ihr beßres Selbst kann bei diesem Entschlusse keine Stimme gehabt haben, und ich erkläre mich hiermit, da es noch Zeit ist, aufs Feierlichste dagegen. Religion und Liebe wollen es nicht anders.“

„Auch die Liebe! ja, es ist heraus, und ich bin froh darüber, daß es heraus ist. Rudolf hat meine Liebe für Zeit und Ewigkeit. Ihm bin ich vom Himmel selbst zugesprochen, das sagen mir meine erhabensten Gedanken und die tiefsten Gefühle meines Her-

ganz. Mit dem Glauben, dem er sich ergeben, hat eine Scheidewand zwischen uns aufgerichtet. Sein Geist gehört mein, und wird ewig mein gehören. Er würde über jede Verbindung, welche ich noch hier eingehen wollte, den Fluch aussprechen, und mich für Zeit und Ewigkeit vernichten. Nein, mein theurer Walter, wenn ich zeither Rudolfs Namen auszusprechen vermied, so geschah es blos um Ihnen wegen meines Glaubens alle Sorge zu ersparen. Dort, wo nur Ein Glaube seyn wird, erwartet meine darbende Seele Rudolfen, um ihn für den langen Verlust zu entschädigen. O wie sehnt sich mein Herz nach dieser Freude!

„Sie unterbrachen mich gestern Abend, guter Walter, wie ich bis dahin gekommen war, und preßten ein Geständnis, das Ihnen weh thun muß durch Liebkosungen in meinen Busen zurück. Meine Thränen sagten Ihnen nichts von ihrer Quelle, und Ihre Schwester beschwor mich meinen Empfindungen keine Worte zu geben! Alles was sie mir sagte, war so schauerlich, daß ich jezt in dem entscheidenden Momente erst wieder zu mir selbst komme.

„Nein, Walter, nein! Es ist Zeit, Sie und mich von einem Verbrechen abzuhalten, die höchste Zeit! Es ist mir, wenn ich auf meinen Schmuck sehe, als ob ich feierlich von Ihnen ermordet werden sollte, als ob schon

das Messer in Ihrer Hand blitzte. Ich muß es Ihnen entwinden; ich darf Sie nicht zum Mörder an mir werden lassen. Schon aus Dankbarkeit darf ich es nicht, weil meine Ermordung die Ihrige nach sich ziehen müßte. Oder sollten Sie von meinem langsamen Hinsterben nicht auch ergriffen werden?«

»Ach Gott! schon wieder mußte ich die Schrift vor Ihren zürnenden Augen verbergen. Ich hätte sie Ihnen, als Sie vorhin fragten, ob ich bereit wäre? nicht geben können, so grausam auch Ihre freundliche Frage für mich war. Ach, ich bin ein unglückliches Geschöpf, und noch immer in Sorgen, daß meine Hochachtung vor

Ihnen mich zu dem Altare führen und auf diese Weise uns beide zu Grunde richten könnte.“

„Doch das unselige Schwanken soll nun einmal aufhören; ich will das ernste Nein! ohne Umschweife sagen. Könnte ich Ihnen nur die Nothwendigkeit davon recht überzeugend ans Herz legen! Das ist es eigentlich was mich kümmert. Sie haben Leidenschaft für mich, und wie kann man der Leidenschaft das Gute klar machen, wogegen sie sich auflehnt? —“

„Sie schicken wegen meines Zögerns Boten über Boten, und ich habe keine Entschuldigungen weiter,

die ich Ihnen sagen lassen könnte. Ueberhaupt will ich Ihnen nichts sagen lassen, sondern diesen Brief selbst übergeben, da denn die Sache Einmal nicht anders kommen darf. Ihre gute Schwester wird mich hassen, alle werden mich lächerlich finden. Ach, daß ich nicht einmal Hoffnung habe, Ihnen selbst den richtigen Gesichtspunkt für meine Weigerung anschaulich zu machen!“

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Es gemahnte Rudolfen, den die hochzeitlichen Anſtalten mit Verachtung, ja mit Ekel vor den Menſchen, und ſogar vor ſich ſelbſt erfüllt hatten, als ſtiege nach dem Leſen dieſes Briefes eine neue, ſtille Welt um ihn her in die Höhe. Aus ungewiſſem Lichtſcheine ſchwankten zarte geheimnisreiche Klänge heraus, welche auf künftige Harmonien hinzudeuten ſchienen. Alle Hoffnungen und Wünſche, die ihn zeit-

her an die Erde gefeſſelt hatten, flogen nun gewaltig über dieſe empor.

Walter ſtand gebeugt neben ihm. „Iſt ſie das?“ fragte er ſeine hereintretende Schweſter, als man einen Wagen vorfahren hörte. Mit einem Kuſſe und vielen Thränen bejahte ihm die Schweſter ſeine Frage, und ſetzte hinzu, daß ſie Rudolfen und ihm Leonorens Lebewohl zu bringen habe. Leonora reiſete nämlich zu Walters älteſter Schweſter, welche ſich vor kurzem nach der Lauſitz gewendet, und in einer Herrnhutiſchen Gemeinde daſelbſt niedergelaſſen hatte.

Durch dieſe Nachricht ein wenig ruhiger geworden, reichte Walter Rudolfen freundlich die Hand, und bat

ihn, eine Zeitlang bei ihm zu verweilen. Selbst die Schwester, welche Anfangs einigen Widerwillen gegen den Künstler nicht überwinden konnte, unterstützte die Bitte, weil Walter Trost in seinem Umgange zu finden schien. Daß Rudolf das Erbieten sich gefallen ließ, rührte besonders daher, weil er mit Antonien hier am sichersten zusammen zu treffen hoffte. Er hatte wegen des Krieges ihren Aufenthalt auf seiner Reise nicht berühren können, und Antonien war es bishen ebenfalls unmöglich gewesen ihre Tochter in Deutschland aufzusuchen, wohin ihr vorzüglichstes Bestreben ging. Jezt, da durch eine plözliche Veränderung des Waffenglücks, der Krieg in eine andre Gegend gespielt worden war, hielt Rudolf für

das Wahrſcheinlichſte, daß Antonia den freigewordenen Weg benutzen, und dem Aufenthalte ihrer Tochter zueilen werde.

Das ſonderbare Verhältnis zwiſchen Rudolf und Waltern mußte auch ihrem Umgange eine ſonderbare Geſtalt geben. Neigung und Abneigung ſtritten ſich in ihnen. Doch war die erſte meiſtentheils das überwiegende Gefühl. Sie ſprachen wenig, und niemals von Leonoren, ſo ſehr es auch beiden zum Bedürfnis geworden war, der Verlobten zu gedenken. Waltern blieb übrigens mehr Zerſtreuung als Rudolfen, weil er ſich noch mit häuslichen Angelegenheiten zu beſchäftigen vermochte, und mit Bewirthſchaftung des Guts wohl umzugehen verſtand.

Für Rudolfen aber gab es gar keine Bande mehr an die Erde, als solche die zum Leben unbedingt nothwendig waren, einem Leben, worinnen nur dasjenige Farbe und Ton für ihn hatte, was er, seinen Ansichten der Dinge gemäs, in einem zukünftigen Leben wiederzufinden vermeinte. Die bunten Blumen wie die grünen Bäume schimmerten ihm kalt und leichenartig an, doch in den unendlichen Himmel versank sein Auge mit heißer Sehnsuche. Dorther schien ihm nun seine Kunst zu winken, von der hier nicht mehr die Rede seyn konnte.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Eines Morgens fühlte ſich Rudolf viel kräftiger als zuvor, und er glaubte feſter als zuvor, daß Antonia nun einmal kommen würde. Der Himmel hatte ſich nach langem Regen erheitert, und die Luft wehte mild aus der Gegend, woher ſie erſcheinen mußte. Noch an dieſem Tage geſchah es auch wirklich. Aber Rudolf erkannte ſie kaum wieder, ſo hatte ſie ſich verändert. Ihre Reize, welche immer noch in einiger Blüte geſtanden,

waren gänzlich hinweg, nur die Augen glühten beinahe noch himmlischer als vormals. Sie wußte bereits von Leonardo's Tode, und das Entzücken, womit sie darüber sprach, schien mehr noch, als selbst der Verfall ihres Körpers, auf nahes Ableben hinzudeuten.

Wegen des Schritts den Leonore gethan hatte, vermochte sie Ihren Thränen nicht zu gebieten, doch beruhigte sie sich etwas, nachdem sie an die Tochter geschrieben hatte, und eine Antwort von dieser ihr das Wohlseyn derselben zusicherte. Sogar in Ansehung des Glaubens ihrer Tochter, fand sie hier einigen Trost durch einen Priester aus der Nachbarschaft, welcher die katholische Religion mit un-

verkennbarer Innigkeit auffaßte, dabei aber auch für anders Glaubende, als Mensch, Wärme genug besaß, um die strengreligiöse Mutter ihrem verirrten Kinde wieder näher zu bringen.

Ein Besuch von Leonoren bei Antonien wurde durch Briefe ausgemacht. Nur sollte er nicht während der letzten Aufenthalte bei Walders geschehen, sondern erst sobald sie auf einem benachbarten Gute seyn würde, welches sie gekauft und zu ihrem Wohnsitze ausgesucht hatte.

Die erforderliche Einrichtung auf dem Gute war getroffen; und Antonia dankte Rudolfen von Herzen, als sie das schöne Madonnenbild in ihrem

neuen Wohnzimmer fand. Es war von ihm bisher heimlich gehalten worden, daß er das Gemälde mitgebracht hätte, welches Antonien, die durch ein Testament, das Leonardo noch den Abend vor seinem Absterben gemacht, zur Universalerbin eingesetzt war, ohnedem zugehörte. —

Rudolf blieb ebenfalls auf dem neuerkauften Gute, das eine himmlische Lage hatte. Ein von Antoniens Wohnung abgesondertes Häuschen auf einem Berge um dessen Fuß ein ansehnlicher Strom sich krümmte, diente ihm zum Aufenthalte. Hier nahm er sich vor bis nach Antoniens Tode zu verweilen, und im Fall die Zeiten dann ruhiger, und die Heiligthümer weniger bedroht seyn sollten

in einem Kloster seine Ruhestätte zu suchen.

Es kam bald außer allen Zweifel, daß Antonia ihrer Auflösung nahe war. Mit jedem Tage wurde sie schwächer, stiller und einfacher. Nichts konnte sie weiter stören, als daß Leonora noch nicht bei ihr war. Doch auch diese sollte ja kommen, und das bald. Kein Mensch glaubte, daß es sogar große Eile habe. Und doch ergriff der Tod Antonien plötzlich, und grade als ihre Tochter endlich anlangte. Sie konnte nichts mehr als einige Athemzüge von der geliebten Mutter hören. Antonia preßte sie noch an ihre Brust, und ihr Blick legte der gebeugten Tochter ihr dringendstes Verlangen an das Herz.

Glück, daß es Antonia's letzter Blick war. Leonora's aufrichtiges Gesicht würde ihr sonst durch die unwillkommenste Antwort in ihrem frommen Hinaufstreben störend gewesen seyn.

Nach Antonia's feierlicher Beerdigung verließ Leonora das Gut und suchte ihren vorigen Aufenthalt wieder auf. Rudolf sah ihrem Wagen voll Ergebung nach.

Der wehmüthige Gang seiner Empfindungen erfuhr jezt die unleidlichste Störung durch einen Besuch. Alfonso war es mit Valerien, welche er förmlich geheirathet hatte. Valeria hier Gefahr überdrüßig in der sie mit dem von der * * schen Regierung ver-

folgten Solano gehört, hatte sich heimlich von diesen entfernt und war nicht weit von ** mit Alfonso wieder zusammengetroffen. Auch von Alfonso's Seite war die alte Bekanntschaft um so lieber erneuert worden, da dieser eben ein Nebenbuhler aus der Gunst seiner Geliebten verdrängt hatte. Rudolf fragte ob Solano nachher gestorben sey? Ohne hierauf eine Antwort zu geben, zog Valeria einen Todtenschein hervor, und Alfonso konnte sein Lächeln über diesen Beweis nicht verbergen.

War irgend etwas fähig Rudolfs Gemüth in den äußersten Unfrieden zu versetzen, so mußte es wohl diese Gesellschaft seyn, die sich eine ganze Woche lang bei ihm aufhielt.

Er sah übrigens, daß das Leben, welches sie führten, ihrer Art nach, sehr glücklich zu nennen war, und gönnte ihnen das. Er fand sie sogar des Glückes vollkommen würdig, weil sie ihm recht eigentlich dieser Erde anzugehören schienen. Nur ärgerte er sich allemal, so bald sie sich anschickten von der schönen Gegend viel Rühmens zu machen. Der größte Widerwillen aber erfüllte ihn gegen Valerien, wenn sie sich unterstand, Antonien zu erwähnen, oder wohl gar ihrem Andenken Thränen zu vergießen.

Ueberaus verdrüßlich war es Rudolfen, als er den Tag vor der Abreise seiner Gäste, durch sie selbst erfuhr, daß sie den Zweck, der sie in diese Gegenden geführt hatte, erreich-

ten, und ein Landhaus in der Nähe zu kaufen bekamen. Jetzt wurde er noch zurückhaltender als zuvor, noch unfreundlicher, könnte man vielleicht sagen. Er fürchtete, daß sie ihn sonst ihre Nachbarschaft durch häufige Besuche empfinden lassen möchten.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Rudolf kam von nun an vollends auſſer allen Zuſammenhang mit der äußern Welt, und hatte nicht einmal eine Zuflucht in ſeinem Buſen. Daß er in Kurzem ſein Daſeyn aufgeben würde ſchien ihm ausgemacht, und das war ihm einige Beruhigung, denn noch niemals hatte er das Leben ſo herzlich verachtet. Es war ihm zuweilen ſo gar, als ob er nicht lebte, als ob er niemals gelebt hätte, denn was war der Zweck von ſeinem Leben geweſen? Kunſt, Liebe, alles war ihm verloren, und ſelbſt der Religion

konnte er den Troſt nicht abgewinnen, welchen ſie Antonien einflößt hatte. Seine Einbildungskraft durchirrten zahlloſe Bilder, nur Antonia's Geſtalt ſtand zuweilen bleibend, in hoher Vollendung und Verklärung vor ſeiner unruhigen Seele. Nicht ſelten verlebte er die heiterſten Tage ohne einen Blick nach dem Himmel zu richten. Doch in der Nacht ſchloß ſich ſeine Seele gemeiniglich auf. Dann betete er an Antonia's Grabe, und ſah ihren Schatten neben ſich ſtehen, der ihm zu winken ſchien. Ueberhaupt glaubte er an die Wunderthätigkeit dieſes Ortes, denn er verließ ihn ſelten ſo ſtürmiſch als er gekommen war.

Nicht weit von dem Grabhügel gab es eine Stelle mit ſchönem Raſen, von

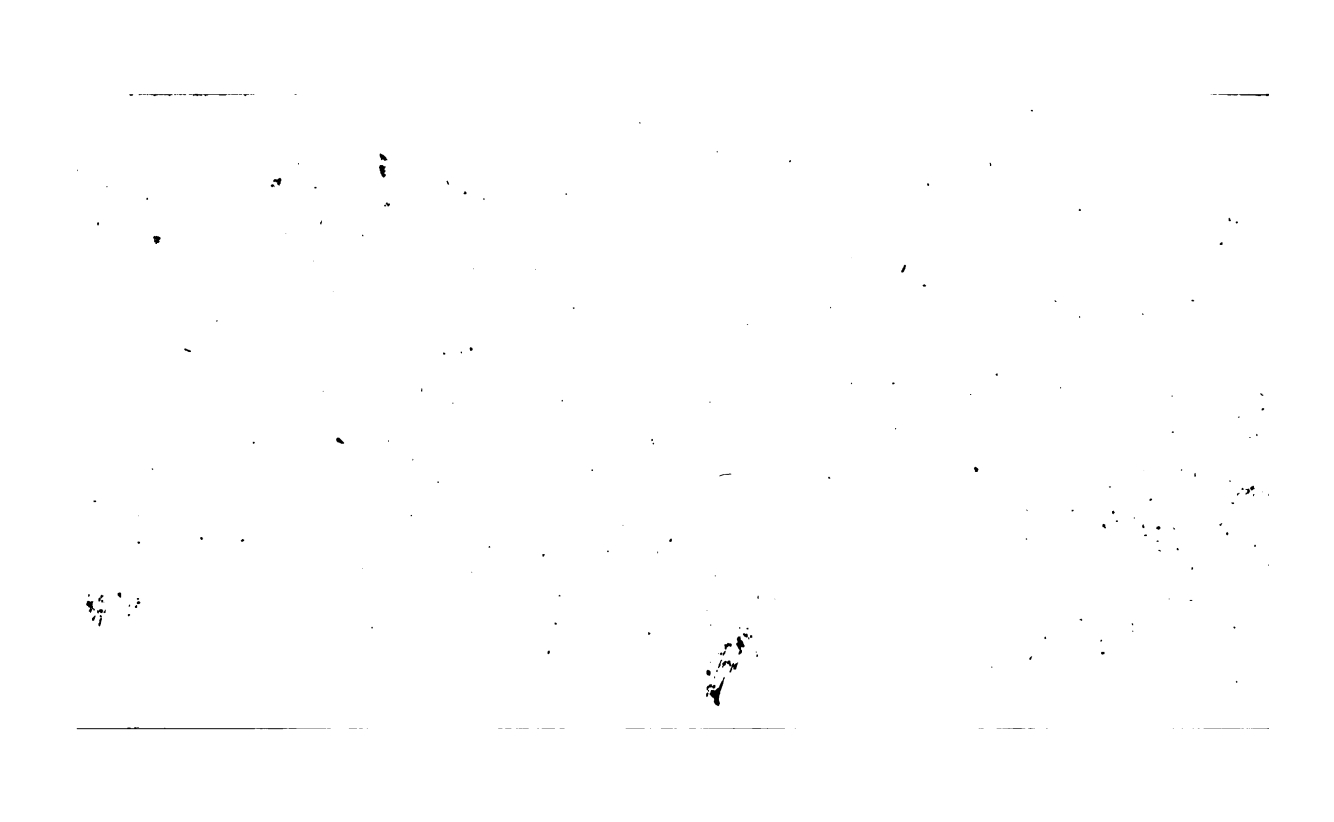
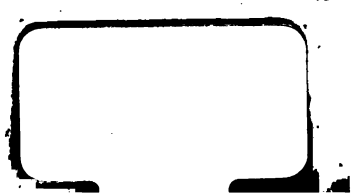
der aus man die Gegend weit überschauen konnte. Auf dieser Stelle brachte er oftmals den Rest der Nacht hin, so sehr ihm das auch widerrathen wurde, weil der Platz an einem Abhange lag, und Rudolf, im Fall er einschliefe, durch eine einzige unglückliche Bewegung leicht von dem Berge hinab und in den Fluß stürzen konnte. Allein Rudolf ließ sich nicht abhalten, den Ort zu besuchen, und von hieraus in die Nacht und in die Sterne zu schauen. Er verlor sich dann mit seinen Augen und Gedanken in die Unendlichkeit, die er in dem Dunkel um sich her gelagert zu erblicken vermeinte.

Es war nichts seltnes, daß er nach langer Anstrengung endlich in Schlaf

verfiel; und dasselbe mochte einmals geschehen seyn, als ihn seine Leute am Morgen überall vergebens suchten.

Einige Zeit nachher fanden die Schiffer einen Leichnam, der vom Gesträuche am Ufer festgehalten worden war. Man vermuthete allgemein, daß es Rudolf sey, doch waren die Merkmale für die Gewisheit der Sache nicht bestimmt genug.

Walter hat ihm dicht neben Antonien ein Denkmal errichtet.

Ende.

21123694